

Festt. Tischenspiele

Zeitschrift
für den
deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben
von
Dr. Otto Lyon.

5. Jahrgang. 11. Heft.

EG

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1891.

Mit einer Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Deutsches Lesebuch

für

höhere Lehranstalten.

Herausgegeben von

Rektor Prof. Dr. Th. Vogel, Prof. Dr. A. Müller,
Prof. Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey und Dr. O. Lyon.

5 Teile. gr. 8. geh.

Erster Teil:

Sexta. Zweite Auflage. 1890. M 1.50.

Zweiter Teil:

Quinta. Zweite Auflage. 1890. M 1.80.

Dritter Teil:

Quarta. Zweite Auflage. 1891. M 2.—

Vierter Teil:

Tertia 1883. M 2.80.

Fünster Teil:

Sekunda. Auch unter dem Titel: Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa ausgestattet und herausgegeben von Dr. C. Hentschel, Dr. G. Hey, R. Meyer und Dr. O. Lyon. 1884. M 3.60.

Die leitenden Grundsätze des ganzen Werkes, die Gesichtspunkte, welche bei Auswahl des Stoffes maßgebend waren, der Plan, nach welchem die Anordnung desselben erfolgt ist, sind im Vorwort eines jeden Teils ausführlich dargelegt worden.

Um zweckmäßigsten wird es sein, daß alle diejenigen das Buch selbst einer Prüfung unterziehen, welche in der Lage sind, ein neues Lesebuch einzuführen. Zu diesem Behufe wird die Verlagshandlung allen Vorsitzern höherer Lehranstalten und Lehrern des Deutschen, welche ihr mit Postkarte einen dessfälligen Wunsch zu erkennen geben, sofort ein Freiemplar postfrei zusenden. Der ungemein rasche Erfolg des Buches ist der beste Beweis für seine Vorteile.

Leipzig.

Die Verlagshandlung B. G. Teubner.

Friedrich Barndt.

Ein Herbst war gekommen, so sonnig und warm, wie er nur selten zu den irdischen Gefilden niedersteigt, eine Ferienzeit für die Universität und deren Meister und Schüler, wie sie herrlicher kaum gedacht werden konnte. Und mitten in dieser holden Zeit der Ruhe, in der Geist und Körper sich zu neuer Arbeit stählen sollten, tastete die bleiche Hand des unerbittlichen Todes nach einem unserer hervorragendsten Gelehrten und warf ihn aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte: in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober früh zwei Uhr ist Friedrich Barndt in Leipzig gestorben. Zwar suchen wir bei dieser schmerzlichen Kunde Trost in den Worten des Dichters, dessen Werken auch der Verstorbene einen großen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet hat, in den Worten aus Hermann und Dorothea:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Zenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod,

aber immer dringt über diese erhabene Tröstung das Wort eines anderen Dichters in unsern Herzen empor:

Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und uns war er mehr.

Unser Jahrhundert scheint der Naturwissenschaft und der Technik zu gehören. Wenigstens spürt jeder, auch der Niedrige und Ungebildete, die großen Erfolge dieser Wissenschaften gleichsam an seinem eignen Leibe und ist daher geneigt, ihren Fortschritten besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber gerade dadurch ist Amt und Aufgabe des Philologen nicht etwa in den Hintergrund gedrängt, wie der Unkundige meinen könnte, sondern zu erhöhter Wichtigkeit und Bedeutung berufen worden. Die neuen Entdeckungen und Erfindungen haben unser gesamtes soziales Leben umgestaltet, neue Quellen des Erwerbes und des Genusses sind erschlossen, neue Verkehrsmittel gewonnen und neue Verkehrswägen geschaffen worden, und mit diesen Fortschritten ist ein neuer Geist über unser Volk gekommen, der uns hastig vorwärts treibt in rastloser Arbeit, von Begierde zu Genuss, von Genuss zu Begierde. In diesem bunten Wirbel steht fest wie ein Felsen, den tanzende Wellen umschäumen, der Mann, dessen Blick rückwärts gerichtet ist auf vergangene Zeiten, der den Lauf der Zeiten zu ergründen sucht, der die Zeichen der Zeit deutet aus dem Buche der Zeit selbst, der aus der Vergangenheit hohre, ewig

gültige Muster für Herz und Geist, für das innere und äußere Leben des Volkes wie des einzelnen aufstellt, und unentwegt die Fahne des Ideals hoch hält: der Philolog. Durch ihn treten die großen Männer der Vergangenheit gleichsam aufs neue lebendig unter das Volk, durch ihn breitet sich das Wort der Dichter überall aus, erhält seine letzte und tiefste Deutung und durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, durch ihn wird so der Volksgeist immer und immer neue gesunde Nahrung zugeführt, durch ihn wird sie gestählt, den Angriffen des Schlimmen Widerstand zu leisten, durch ihn davor bewahrt, in rohen Materialismus zu versinken. Und ein solcher Mann war Friedrich Barndt. Er war Philolog, er war es von Beruf und Neigung, er war es mit Leib und Seele, ein ganzer Mann und ein ganzer Gelehrter.

Am 7. Juli 1825 war Friedrich Barndt zu Bahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater Pfarrer war. In den Jahren 1844 bis 1848 studierte er in Rostock, Leipzig und Berlin germanische Philologie, vornehmlich als Schüler Haupts und Lachmanns. 1847 erwarb er sich in Rostock die Doktorwürde. Im Jahre 1848 begab er sich nach Baumgartenbrück bei Potsdam, um dort die Bibliothek des Freiherrn von Meusebach zu ordnen und deren Verkauf an die Berliner königliche Bibliothek zu vermitteln. Meusebach hatte 1842 seine juristische Laufbahn aufgegeben und widmete sich seitdem vorwiegend altdeutschen Studien. Namentlich alle nur erreichbaren Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts hatte er gesammelt, und Barndt fand hier reichen Stoff für seine germanistischen Studien. Bald darauf, im Jahre 1850, siedelte Barndt nach Leipzig über und gründete da in demselben Jahre das Litterarische Centralblatt. 1852 habilitierte er sich an der Universität Leipzig als Privatdozent für germanische Philologie, wurde 1854 zum außerordentlichen und bereits 1858 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Litteratur daselbst ernannt und wirkte in dieser hervorragenden Stellung zugleich als Direktor des königlichen deutschen Seminars bis an sein Ende. In den siebziger Jahren erhielt er den Titel eines Geheimen Hofrats, wie er denn überhaupt mannigfache Auszeichnungen von seinem Landesherrn und vielfältige Anerkennung seitens der wissenschaftlichen Welt gefunden hat.

Man kann, wenn man von kleineren Spaltungen absieht, innerhalb der germanistischen Wissenschaft bei aller Gemeinsamkeit der Grundlagen und Zielen zwei große Hauptadern unterscheiden, in denen ihr Leben pulsirt und zur Verhüttigung kommt: die eine wird am schlagendsten bezeichnet durch die Namen Jakob und Wilhelm Grimm, die andere durch die Namen Lachmann und Haupt. Die Brüder Grimm gingen aus auf ein streng historisches Erfassen und Begreifen des deutschen Altertums,

der deutschen Sprache, des deutschen Volkslebens, sie wollten die ganze gewaltige Fülle des germanischen Fühlens und Denkens in ihrer ungeheuern Ausdehnung im Staume: nach Osten und Westen bis hinauf nach dem hohen Norden, sowie über die Zeiten hin bis zurück zu den alten Vndern erforschen und erschöpfen, und Jakob Grimms grundlegende Arbeiten: die Grammatik, die Rechtsaltertümer, die Mythologie u. a. stellen klar diese Ziele für die germanische Philologie auf. Dabei waren die Brüder Grimm erfüllt von einer tiefen Begeisterung für die alten nationalen Schätze unserer Vorzeit, und eine liebevolle Versenkung in das Volkstümliche begleitete jeden ihrer Schritte. Wärme und Licht strahlen uns aus ihren Werken gleich wohlthuend und mit gleicher Kraft entgegen. Lachmann und Haupt dagegen nahmen ihren Ausgang von der klassischen Philologie; ihre Eigenart besteht in der innigen Verbindung der klassischen und deutschen Philologie, die sie ihr ganzes Leben hindurch aufrecht erhielten. Sie übertrugen in meisterhafter Weise das Verfahren der klassischen Philologie auf die deutsche, und so trat als der beherrschende Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit die Textkritik auf. Ein scharfer, klarer Verstand und eine schöpferische Art zu vermuten und zu bessern zeichnen ihre Arbeiten aus, und durch ihre glänzende Methode erhoben sie die deutsche Philologie, die man recht wohl als eine Tochter der klassischen, insbesondere der Tacitusstudien bezeichnen kann, zu gleichem Rang und Ansehen wie die Mutter. Aber die anderen Aufgaben der germanischen Philologie treten hinter der Textbehandlung zurück, und aus ihren Arbeiten dringt mehr Licht als Wärme.

Friedrich Barndt hat beide Richtungen in sich vereinigt. Obwohl er mit Vorliebe sich der philologisch-technischen Seite der Wissenschaft widmete und diese auch bei ihm in den Vordergrund trat, hat er doch der historischen Grammatik und namentlich auch der Litteraturgeschichte ganz anderen Anteil entgegengebracht als Lachmann. Er war vorzugsweise Schüler Moriz Haupt's, der 1843—1850, ehe er nach Berlin berufen wurde, Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Leipzig war. Zweifellos weist Barndes ganze Art mannigfache Verwandtschaft mit seinem großen Lehrer auf, und merkwürdigerweise zeigt sich auch in der äusseren Lebensbahn dieser beiden Männer mancherlei Übereinstimmendes: wie einst Haupt habilitierte sich Barndt vier Jahre nach Vollendung seines Studienganges in Leipzig, wie jener wurde er sechs Jahre nach seiner Habilitation in einem nahezu gleichen Lebensalter ordentlicher Professor, wie jener starb er in einem Alter von sechsundsechzig Jahren. Aber Barndt war kein Epigone Lachmanns und Haupt's; er machte sich bald von dem Einflusse beider frei und nahm eine vollkommen selbständige Stellung in der Wissenschaft ein, namentlich teilte er nicht

Haupts unbedingtes Vertrauen in die Aufstellungen Lachmanns. Dieser Umstand führte dazu, daß er, bei aller Anerkennung der glänzenden Verdienste Lachmanns, bald in einzelnen Fragen, besonders in der Nibelungenfrage, zu diesem in Widerspruch trat. Und hierdurch führte er einen erfolgreichen Stoß gegen ein Vorurteil, das sich wie ein Bann auf die Wissenschaft zu legen begann. Die Meinung nämlich, daß die Ergebnisse der exakten Methode als unwiderleglich feststehende Thatsachen anzusehen seien und daher die exakte Methode als solche eine gewisse Unfehlbarkeit besitze, wurde dadurch vor allem mit beseitigt und berichtigt, daß Barncke mit Hilfe derselben Methode, der sich Lachmann bediente, zu gerade entgegengesetzten Ergebnissen kam. Man erkannte jetzt, daß man scheiden müsse zwischen den objektiven Grundlagen der Kritik und der subjektiven Thätigkeit des Kritikers und daß gerade die letzten Schlüsse, die der Kritiker aus dem gegebenen und mit Vorsicht verwerteten Stoffe zu ziehen hat, persönlichen Anschauungen einen weiten Spielraum ließen. Gerade Lachmanns Grundsatz, daß man erst unter Aufgebot alles Scharfsinnes und aller wissenschaftlichen Hilfsmittel feststellen müsse, welche Überlieferung die echte sei oder der etwa verloren gegangenen echten am nächsten komme, ehe man an die Verbesserung des Textes durch Konjekturen herantrete könne, gerade dieser Grundsatz, durch den Lachmann die Willkür und das subjektive Belieben in der Methode der klassischen Philologie seiner Zeit bekämpfte und außerordentlich einschränkte, wurde von Barncke gegen Lachmann selbst angewendet. Lachmann hatte, ohne die ganz veränderten Verhältnisse der mittelhochdeutschen Poesie und Überlieferungsweise in grundlegender Weise in Betracht zu ziehen, die Liedertheorie Wolfs von der Ilias auf das Nibelungenlied übertragen und hierbei den Text von A als den ursprünglichsten betrachtet und verwendet. Hiergegen trat gleichzeitig mit Holzmann im Jahre 1854 Friedrich Barncke auf, der sich für die Einheit des Nibelungenliedes und dabei anfangs für B erklärte (vergl. Litt. Centralbl. 1854, S. 115), dann aber, seine selbständigen Untersuchungen veröffentlichtend, in seiner Antrittsvorlesung: „Zur Nibelungenfrage“ (Leipzig 1854), sowie in seinen „Beiträgen zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes“ (Leipzig 1856: Berichte der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, phil.-hist. Kl. Bd. 8, S. 153 fslg.) sich für den Vorrang von C aussprach. Ausführlichen Bericht darüber hat Barncke selbst in der vorzüglichen Einleitung zu seiner auf C beruhenden Ausgabe des Nibelungenliedes gegeben (Leipzig 1856; 13. Aufl. 1890). Späterhin trat Barth für den Vorrang von B ein in seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied (1865)“ und legte seiner Ausgabe B zu Grunde. Auch Barncke hat sich später dieser Ansicht mehr und mehr genähert und seinen früheren Standpunkt auf-

gegeben, und heute ist man wohl allgemein der Meinung, daß C nicht den ursprünglicheren Text enthält. Die Ansichten schwanken nur noch zwischen A und B. Aber nicht nur der Nibelungenfrage hat Barndt seine Kraft gewidmet, sondern fast zu allen Fragen, welche die altdeutschen Texte, deren Überlieferung und Erklärung betrafen, hat er Stellung genommen; es sei hier nur erinnert an seine Ausgabe des Gralstempels aus dem jüngeren Titurel (1876), sowie an seine Aufsätze zum Hildebrandsliede (Berichte der sächs. Ges. d. Wissensch. phil.-hist. Klasse 1870, S. 197 fslg.), zum Heliand (Berichte 1865, 104 fslg., worin er besonders die schwierigen Fragen, die sich an die praefatio und die sogenannten versus knüpfen, in den Hauptpunkten glänzend gelöst hat), zum Muspilli (Berichte 1866, 191 fslg., mit sicheren und abschließenden Ergebnissen), zum althochdeutschen Liede vom heiligen Georg (Berichte 1874, 1 fslg., gegen Haupt), über die Trojanersage der Franken, zum Annolied (Berichte 1887, 283 fslg.), zur Gralsage und zu Wolfram (Paul und Braunes Beiträge 3,304), zu Walther u. a.

Mit gleicher Liebe versenkte sich Barndt in andere Zeiträume unserer Litteratur. Schon 1852 erschien sein deutscher Cato, eine sorgfältige und gründliche Geschichte der zu verschiedenen Seiten wiederholt ins Deutsche übertragenen sogenannten Disticha Catonis. Seine Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (1854), die zugleich mit reichen Beigaben aus anderen Schriften Brants ausgestattet ist, gilt noch heute als ein Muster streng philologischer Textbehandlung und Texterklärung eines Denkmals aus jener Übergangszeit vom Mittelhochdeutschen zum Neuhighdeutschen, in der die Sprache den größten Schwankungen unterworfen war. In seinem Christian Reuter (dem Verfasser des Schelmussths, einer übermütigen Lügengeschichte von genialer Kraft der Erfindung und Darstellung), den Barndt 1884 herausgab, giebt er ein Lebens- und Zeitbild, das geradezu mit novellestischer Feinheit ausgeführt ist. Durch Barndt ist dieser Dichter des siebzehnten Jahrhunderts erst eigentlich bekannt geworden. In Müller-Frauenreuths gründlicher Schrift: „Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen“ (1881) fand sich der Roman noch nicht erwähnt. Von unsrern großen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts hat sich Barndt mit Vorliebe Goethe zugewendet. Auch hier drang er darauf, daß die Werke Schillers und Goethes einer streng philologischen Behandlung zu unterwerfen seien, und um zu einer solchen zu gelangen, ging er, im Gegensatz zu der ästhetischen und philosophischen Behandlung der Dichter, die nach seiner Ansicht vor allem dem Dilettantismus Thür und Thor geöffnet habe, von der Form der Dichtungen aus. Seine Schrift: „Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe“

(1. Abteil. Leipzig 1865) führte, auf Kobersteins Schultern stehend, aus, daß der episch-lyrische Vers der italienischen Stanze der Idealvers der Goethischen Dichtung gewesen sei, „der Träger und das Symbol jener gereiften Harmonie, zu der Goethe sein Wesen aus dem Sturme und Drange heraus seit dem Beginn der achtziger Jahre läuterte.“ Noch im Jahre 1890 erschien von Barndt ein Aufsatz im Goethe-Fährbuch: „Zu Goethes schlesischer Reise“, mit der er sich schon früher näher beschäftigt hatte, indem er 1884 Goethes „Notizbuch von der schlesischen Reise“ herausgab. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist aber das „Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis“ (1888), das uns den berühmten Gelehrten zugleich als feinsinnigen Kunstskenner und eifrigen Sammler zeigt.

Von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die in der That weite und große Gebiete umfaßte, geben namentlich solche Arbeiten Zeugnis, die in das Bereich der vergleichenden Litteraturgeschichte hinübergagten, es sei hier nur auf seine Abhandlungen über den Priester Johannes (1876 bis 1879) hingewiesen. Auch auf dem Gebiete der Wörterbuchschreibung hat der Verstorbene Hervorragendes geleistet. In dem Nachlaß Beneckes fanden sich Sammlungen zu einem mittelhochdeutschen Wörterbuche, die von W. Müller und Barndt bedeutend erweitert und ergänzt und zu dem bekannten, durch seine Genauigkeit sich auszeichnenden Wörterbuche ausgearbeitet wurden (1854—1868). Barndt bearbeitete die Buchstaben M bis R (erste Hälfte des zweiten Bandes 1863), an der Bearbeitung des S hinderte ihn eine schwere Erkrankung. Eine neue Seite seiner wissenschaftlichen Thätigkeit tritt uns entgegen, wenn wir uns mit der Geschichte der Universitäten beschäftigen. Seine innige Verbindung mit der Leipziger Hochschule, an der er wiederholt zum Amte des Rektors sowie zum Amte eines Dekans berufen wurde, führte ihn dazu, die Entwicklung dieser Universität zu erforschen und Arbeiten von grundlegender Bedeutung zu schaffen. Hier hat er sich namhafte Verdienste um die Leipziger Hochschule erworben, die auch an seinem Sarge von dem gegenwärtigen Rektor, Prof. Wundt, warm anerkannt wurden. 1857 veröffentlichte Barndt die Schriften: „Urkundliche Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig“ und: „Die deutschen Universitäten im Mittelalter“, 1860 die Acta Rectorum und 1861 die Statutenbücher der Universität Leipzig aus den ersten 150 Jahren u. a. — Barndts letzte Schrift aber war eine traute Familienschrift: „Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters“ (1891).

So tritt uns aus diesem kurzen Überblick über seine wissenschaftliche Thätigkeit als Germanist und Philolog das Bild eines ernsten, vielseitigen, pflichtgetreuen, ausdauernd schaffenden und hochbedeutenden Gelehrten entgegen. Er gelangte zu hohem Ansehen in der wissenschaft-

lichen Welt und gewann nach allen Seiten hin großen Einfluß. In der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig war seine Stimme von ausschlaggebender Bedeutung, aber auch an anderen Universitäten konnte er gewiß sein, sein Urteil und seinen Rat gehört und beachtet zu sehen. Dieser Einfluß des verdienten Gelehrten wurde noch erhöht durch seine Stellung als Herausgeber und Leiter des Litterarischen Centralblattes. Gerade hier habe ich, als Mitarbeiter des Litterarischen Centralblattes auch über meine Studienzeit hinaus mit dem verehrten Manne verbunden, seine über alle Fächer des Wissens ausgebreitete Gelehrsamkeit, die große Unbefangenheit, mit der er an alle Fragen herantrat, die rein sachliche Behandlung der Gegenstände, das reine Streben, das Wichtigste und Bedeutendste aus jedem Gebiete herauszuheben und fern von Ge häßigkeit ein wissenschaftlich sicheres und gerechtes Urteil über die eingesandten Werke herbeizuführen, immer bewundern müssen. Die schärfere Tonart, die in dem Litterarischen Centralblatte in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens erlangt, die aber nicht durch Barnek, sondern zunächst durch einzelne seiner Gegner im Nibelungenstreite hervorgerufen worden war, ging im Laufe der Jahre immer mehr in eine reife und volle Harmonie über. Furchtlos und freil Das könnte man als Barneks Wahlspruch bezeichnen, der seinem Wirken im Litterarischen Centralblatt zu Grunde lag. Rastlos trat er ein, wo er nur konnte, für die Freiheit der Wissenschaft und der Forschung; immer aber war er zugleich bemüht, alle Einseitigkeit in der Erfassung der Wissenschaft und des Lebens auszuschließen.

Diese vielfältigen Aufgaben, denen er mit staunenswerter Arbeitskraft in unermüdlicher, treuester Pflichterfüllung gerecht wurde, hinderten ihn wohl, die Ergebnisse seiner Untersuchungen zu großen Gesamtbildern zusammenzufassen. Schmerzlich vermissen wir eine Sammlung seiner weit verstreuten Aufsätze und kleineren Schriften, die er wohl noch geben hätte, wenn nicht durch den Tod seiner Laufbahn vorzeitig ein Ziel gesteckt worden wäre. Aber es war auch ein Grundzug in Barneks Wesen, daß er aus Gründen der Vorsicht und philologischen Akribie, wie sie ihm von der exakten Methode her zur zweiten Natur geworden war, von größeren Zusammenfassungen und Gesamtdarstellungen sich zurückhielt. Barnek war vor allem Meister der Einzeluntersuchung; es war nicht seine Art, große Gesichtspunkte aufzustellen und weithinschauende Blicke über die Völker und Zeiten zu geben. Bei aller Beherrschung des Gesamtgebietes der germanischen Philologie, die er wie heute nur noch wenige seiner Fachgenossen besaß, war seine besondere Liebe den philologischen Einzelfragen gewidmet. Dabei stand er der breiten Richtung der deutschen Philologie auf das Volkstümliche hin, wie sie von den Brüdern Grimm ausgehend immer weitere Kreise erfaßt hat, weniger

nahe, als der Richtung Lachmanns und Haupls. Wie Moriz Haupt war er ein abgesagter Feind alles Dilettantismus. Ebenso zog er scharfe Grenzen zwischen Wissenschaft und Praxis; die praktische Bewertung der Wissenschaft lag nicht auf seinem Wege. Alles, was nur irgendwie nach Popularisation der Wissenschaft aussah, war ihm nicht sympathisch. Der Thätigkeit der Phantasie war er weniger hold als dem eindringenden Verstände. Nichts war ihm mehr zuwider, als nach Laune und Zufall zu handeln. Seiner norddeutschen Eigenart lag die klare Ruhe der objektiven Betrachtung und der sorgfältig scheidende Scharfsinn näher als die subjektiv schaffende und zusammenfassende Phantasie. Gerade dadurch aber war er in hervorragendem Maße zum Leiter eines kritischen Blattes geeignet. In seiner Abneigung gegen die Phrase übersah er wohl zuweilen, daß nicht alles Phrase ist, was sich mit den Mitteln der exakten Methode nicht messen läßt, und daß auch der nicht immer auf unsicherem Boden steht, der sich auf das Gebiet des Geschmackes und der Phantasie begiebt. Diese Punkte bezeichnen zugleich die Grenzen, die seinem Wirken durch seine Individualität gezogen waren. Aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß er gerade durch diese Eigenschaften in einer Zeit, wo willkürliche Hypothesen und verfrühte Zusammenfassungen an der Tagesordnung waren, namentlich gegen manche Aufstellungen Holzmanns und Scherers ein wohlthuendes Gegengewicht bildete.

Eine neue Seite von Barnkes Wesen tritt uns entgegen, wenn wir seine Thätigkeit als Dozent ins Auge fassen. Er war ein ausgezeichneter akademischer Lehrer. Auch hier legte er sich ein großes Arbeitspensum auf; gewöhnlich las er die Woche hindurch ein sechsstündiges Kolloquium und daneben noch ein vier- oder zweistündiges, zugleich leitete er, wenigstens in früheren Jahren, an zwei Abenden der Woche die Übungen der ordentlichen Mitglieder des deutschen Seminars und die mittelhochdeutschen Übungen der außerordentlichen Mitglieder, ganz abgesehen davon, daß fast in jede Woche Doktor- oder Staatsprüfungen fielen, bei denen er thätig sein mußte. Klarheit, Lebendigkeit und herzgewinnende Liebenswürdigkeit waren die Eigenschaften, die in seiner Lehrthätigkeit besonders hervortraten. Barnke war nicht der Vertreter einer weltfernen, lebenhassenden Klostergelehrsamkeit, sondern er stand mitten im Pulsschlag der Zeit, er vereinigte die ernste Haltung des Gelehrten mit der vornehmen Gewandtheit eines feinen Weltmannes. Wem, der je bei ihm gehört, stünde nicht sein Bild vor der Seele, wie er mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Stufen des Katedders hinaufstieß, wie er stehend in sicherer, gerader Haltung sein Kolloquium las, immer in lebhafter Bewegung sich wieder und wieder nach vorn neigend, wie sein ganzer Körper gleichsam an der geistigen Arbeit mit teilnahm, ohne daß

er doch das edle Maß verletzt hätte oder in eine übertriebene Beweglichkeit verfallen wäre? Wer gedächte nicht mit Dank der Klarheit, mit der er namentlich in seinen Vorlesungen über Grammatik und Litteraturgeschichte den Anfänger in die Elemente der Wissenschaft einzuführen und über alle wichtigeren Fragen knapp und bestimmt zu orientieren wußte, mit der er in seinem Kolleg über Wolfram oder Walther u. a., sowie in den Seminarübungen den Vorgeschriften in wichtige Duellenfragen und textkritische Arbeiten einzuführen verstand? Je schlechter überliefert der Text war, den er dem Seminarmitgliede zur Behandlung vorschlug, um so behaglicher leuchtete das Auge des Lehrers. In hellen Zorn aber konnte er geraten, wenn er bei einem die Benutzung populärer Ausgaben witterte, zu denen er auch die von Pfeiffer und Bartsch rechnete.

Unmittelbar in den Dienst des deutschen Schulunterrichtes ist Barncke nur durch seine Textausgabe des Nibelungenliedes getreten, die er neben seiner größeren herausgab; seine mittelbaren Verdienste, durch die bedeutende Zahl seiner Schüler, die er um sich versammelte, sind um so größer. Fast an allen Universitäten Deutschlands finden wir heute Schüler Barnckes als Professoren der deutschen Sprache und Litteratur. Es giebt heute keine höhere Schule in Sachsen, deren Philologen nicht durch Barnckes Schule hindurchgegangen wären, aber auch aus Preußen, Süddeutschland, Österreich, der Schweiz u. a. haben viele Gymnasiallehrer Barnckes Vorlesungen besucht. So gehen segensreiche Wirkungen von ihm auch auf den Schulbetrieb der deutschen Sprache und Litteratur nach allen Seiten hin aus. In fürsorgender Liebe nahm er sich stets seiner Schüler an und förderte sie oft auch noch auf ihren späteren Lebenswegen. Die Erstlingsarbeiten manches jungen Gelehrten führte er durch seine Recensionen im Litterarischen Centralblatt in die wissenschaftliche Welt ein, manchem half er die Hindernisse überwinden, die sich seiner Laufbahn in den Weg stellten. Viele Widmungen von Büchern, die Barncke empfing, geben Zeugnis von der Dankbarkeit seiner Schüler; das letzte Buch, das ihm unseres Wissens zugeeignet wurde, war das kurz vor Barnckes Tode erschienene prächtige Werk Karl Heinemanns über „Goethes Mutter“.

Zum Schlusse sei nur noch einer Seite in Barnckes Wesen gedacht, die wir, so kurz auch unser Lebensbild hier nur sein kann, nicht übergehen dürfen: Barncke war durch und durch national. Der Geist der germanischen Philologie wird immer ein nationaler sein und bleiben. Dieser Sinn erfüllte auch Friedrich Barncke, es lebte in ihm der stolze und freie Geist der Göttinger Sieben. Sein ganzes Leben hindurch ist er eingetreten für Kaiser und Reich, für König und Vaterland. In den Zeiten, da es darauf ankam, sich offen zu bekennen für des Reiches

Ehre und Herrlichkeit, hat Barnkes Unterschrift unter den Wahlauf-rufen der nationalliberalen Partei in Leipzig nie gefehlt. Wiederholt hat er in seiner amtlichen Stellung bei allgemeinen Studentenkommersen Reden voll nationaler Begeisterung gehalten, die zündend in die Herzen der studierenden Jugend drangen. Als bei Begründung des Grimm'schen Wörterbuches dieses große wissenschaftliche deutsche Nationalwerk unserer Zeit von dreisten Händen angetastet und besudelt wurde, da erfolgten die Keulenschläge, die diese Angriffe, diese traurigen Zeichen deutscher Zerrissenheit, zu Boden schmetterten, in Barnkes Litterarischem Centralblatt.

So zeigt Barnkes Person eine Vielseitigkeit, die überall auf dem festen Grunde der Wissenschaft ruht. Sein Name ist eingezzeichnet in die Geschichte der Wissenschaften, und die Wirkungen, die zum Segen unserer Nation von ihm ausgingen, sind mit seinem Tode nicht erloschen. Wir aber stehen trauernd und rufen ihm in die Ewigkeit den innigen Gruß Walthers nach:

Din sèle müze wol gevarn, und habe din zunge danc.

Dresden, den 24. Oktober 1891.

Otto Lyon.

Vom umgelegten Rhythmus.

Von Rudolf Hildebrand.

Im Leben des Rhythmus, also in der Bewegung der dichterischen Rede hat die Umlegung desselben, wie ichs nenne und wovon schon im vorigen Aufsatz ungefähr die Rede war, eine große Bedeutung, eine größere, als man zur Zeit weiß.¹⁾ Es hat damit folgende Bewandtniß.

Die Bewegung der rhythmischen Welle — das Bild ist nicht ganz treffend, wir haben aber kein besseres — ist an sich eine absteigende, nicht eine gleichmäßige oder eben verlaufende, wie das Bild genau mit sich brächte.²⁾ Wer sich z. B. Schillers Lied an die Freude vorsagt, setzt mit „Freude“ in der Höhe ein und steigt abwärts, so daß „Elysium“ am tiefsten zu liegen kommt. Das beruht zugleich darauf, daß auch bei

1) Die Sache ist nicht unbemerkt geblieben, aber man hat sie noch nicht am rechten Ende angefaßt und daher nicht in ihrer ganzen Bedeutung gesehen. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen, erwähnt sei nur, daß sie schon von Voß in der Zeitmessung der deutschen Sprache (1802) gestreift wird; er spricht S. 174 von der Freiheit, „aus einer Taktart in die andere auszuweichen“ und verweist auf Emanuel Bach in der Musik, auch auf Horaz und Bindar. Die altgriechische Metrik sprach von einer *μεταβολή ὥρημον*, die doch anders gemeint ist, wie der Taktwechsel bei Voß zum Theil auch.

2) Eine ganz falsche Vorstellung gibt und nährt vollends die Art, wie man, nach Überlieferung aus dem sinkenden Alterthume her, den Gang eines Verses nur mit lang und kurz zu bezeichnen pflegt, — — — usw. in einer Linie, schon für die antike Metrik unpassend oder ungenügend, geschweige für unsere.

sog. prosaischem Vortrag, ohne Gesang, eine Bewegung der Stimme mitwirkt, die, wenn man nur genau hinhört, eigentlich auf der Tonleiter auf und abgeht, wie der Gesang, nur nicht mit der strengen Ausprägung und Gliederung wie dieser. Man kann kein Wort aussprechen, ohne damit auf eine Stufe der Tonleiter zu treten, an welche dann die ganze Bewegung der Stimme gebunden bleibt, nur wie gesagt, nicht mit der Strenge wie der Gesang.

Alles prosaistische Reden ist im Grunde eine Art verwäschenes Singen. Bei Gedichten zumal stellt sich auch im prosaischen Vortrag von selbst etwas wie eine verwäschene oder unentwickelte Melodie ein. Das ist den Schülern schon der untersten Classen leicht zugänglich und ist zu wissen von hohem Werthe und hochanregend, worauf ich jetzt nicht eingehen kann. In Schillers Liede tritt das letzte Wort des ersten Satzes, „Elysium“, man mag es anfangen, wie man will, in eine Art Grundton (bei jedem nach seiner Stimmlage anders), während „Freude“ hoch einsetzt, ungefähr in der Quinte oder Quarte, je nachdem man den Gang des Vortrags (im Grunde die begleitende Empfindung) mehr oder weniger lebhaft nimmt. Zwischen den beiden Enden aber bewegt sich der Vortrag in einer Art absteigender Welle, genauer in Zickzackform.

Und das ist nicht Kunst oder Schule, sondern Natur, genauer zu reden eine Art natürlicher oder Naturkunst, die neben der Kunst im engern Sinn, der bewußten oder Schulkunst, überhaupt eine hochwichtige Stelle einnimmt. Die Kinder bringen sie schon in die Schule mit, nicht von den Eltern, sondern aus sich selbst, sie bricht von selbst fix und fertig aus dem Grund der Seele hervor, sobald diese zuerst mit dichterischer Rede zu thun bekommt. Das ist ein Vorgang so merkwürdiger Art, daß er zu den tiefstgehenden Betrachtungen vom Wesen der Seele Anlaß gäbe. Was aber da ausbricht aus der Kinderseele als Naturgegebenes, mit ihr Geborenes, das ist das aller Äußerlichste, die bloße Form der gebundenen Rede, ganz ohne Mitwirkung des Inhaltes, außer soweit das äußerste, rein begriffliche Verständniß in Frage ist.

Also, um ein einfacheres Beispiel zu nehmen, als das schon sehr künstliche Lied an die Freude, Schillers Gedicht der Alpenjäger:

Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Bachs Ranft.

Das Kind, welches das in der sog. Declamationsstunde zum Vortrag bringt, thut das, ganz sich selbst überlassen, in einer wahrhaft künstvollen Form. Es singt mit Willst in der Höhe und mit Nachdruck ein, am tiefsten kommt Ranft zu liegen, dazwischen aber bewegt sich

ein wechselndes Absteigen und Wiederaufsteigen, sodaß der Anfang jeder Zeile höher und kräftiger ist als der Ausklang, innerhalb aber eine zweite Erhöhung mit Nachdruck, doch unter der ersten liegend, z. B. in der ersten Zeile wird Lämmlein wieder höher genommen, aber doch tiefer und weniger kräftig als Willst. Dabei stellen die vier Anfänge selbst wieder ein Absteigen dar, aber auch das in Wellenform, sodaß die dritte Zeile höher eingesetzt wird als die zweite (aber tiefer als die erste), die vierte auch tiefer als die zweite und es ist mit den Ausgängen der Zeilen dasselbe. Die Beschreibung ist aber zu mühsam und doch nicht ausreichend, wenn nicht im Leser die eigene Erinnerung wachgerufen wird, sodaß ihm die Sache aus den Kinderzeiten her in den Ohren nachklingt, aber das geschieht ja wohl auch. Es ist ein wahres Kunstwerk, was das Kind da zur Erscheinung bringt, d. h. die Darstellung des reinen rhythmischen Rahmens, von allem Inhalt abgesehen, übrigens nie zu reiner Ausprägung gebracht, immer nur erstrebt, aber doch immer mit Gewalt maßgebend. Über die Kinderjahre hinaus tritt da eine Änderung ein, die den lebendigen Inhalt der gewissermaßen todten, wenigstens starren Form gegenüber zur Geltung bringt. Geschieht das z. B. bei Schillers Alpenjäger, so nimmt in der ersten Zeile „Lämmlein“, nicht mehr „Willst“ die höhere Stelle mit Nachdruck ein. Wie langsam sich aber dieser Umsatz vollzieht, wissen die deutschen Lehrer wohl, denn manchen Schülern hängt die erste Art noch bis in die oberen Classen an.¹⁾

Ich wollte diese Erscheinung, die an sich eine weit genauere Erörterung und Verwendung brauchte, zunächst nur als Beweis benutzen, daß die Bewegung der rhythmischen Welle eigentlich eine absteigende ist. Noch einen Beweis für etwaige Zweifel. Eines Spruches von Gellert erinnere ich mich aus der ersten Kinderzeit, in der Schule hergesagt (ich hebe die maßgebenden Tonstellen scharf hervor):

Nicht zu reich und nicht zu arm,
Nicht zu kalt und nicht zu warm,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Keins von beiden möcht ich sein.

Der Gedanke verlangt ja und der Dichter muß gemeint haben

Nicht zu reich und nicht zu arm,
Nicht zu kalt und nicht zu warm usw.;

1) Das ist es wohl, was Gottsched in der critischen Dichtkunst 4. Ausg. S. 407 meint mit „Verse herbeten oder wohl gar hersingen, wie ungeschickte Comödianten thun.“ Die Schüler selbst nennen es, wohl vom Lehrer gelernt, leiern, herleien, und ich erinnere mich, wie in Quarta in der Zwischenstunde vor dem Declamiren, wo ein Schüler halb angstvoll sein Gedicht, das er „declamiren“ sollte, sich noch eilig vorsegte (mit zugehaltenen Ohren), wie sich da ein anderer dicht neben ihm setzte und that, als hätte er einen Leierkasten vor sich, dessen Kurbel er drehte.

aber die Kinderseele war so beherrscht vom Gefühl der Form an sich, so in der Gewalt des ursprünglichen Rahmens aller rhythmischen Bewegung, daß sie das Ganze wider oder ohne den Gedanken, der nur schattenhaft vor sie trat (die Erfahrung gibt ja erst den Inhalt), in die kahle Form preßte, und das war infofern doch wieder richtig, als sich in der Seele zunächst die reine Form fest einnisten und sicher Herrin werden muß, ehe es Zeit wird zu den Freiheiten, welche der Inhalt und das Leben mit sich bringen. Denn wie es auch mit diesen Freiheiten sei, die reine Form muß doch zuletzt das Ganze beherrschen, muß oder sollte namentlich eigentlich am Anfang und Ende das Wort haben.

Auch die Dichter verfahren im allgemeinen demgemäß, sie beginnen in der Regel mit geradem, absteigendem Rhythmus, wenn sie auch meistens bald in Abweichungen fallen, z. B.:

Lenore fuhr, ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm oder tot,
Wie lange willst du säumen?

Ritter, treue Schwesternliebe
Widmet Euch dieß Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.

Seht ihr dort die altersgrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold?

Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
Dram denken wir an dieß und das usw.

Ahnungsgrauend, tödesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unster blutigen Bahnen;

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind usw.

Nicht anders in älterer Zeit, z. B. Walther:

Ich sätz auf einem steinen usw.

Dietmar von Aist:

Ez stüont ein vröwe alleine
und wärte über héide
und wärte ire liebe,
so gesäch si valken vliegen.
sô wöl dir valke daz du bist usw.

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mähr usw.;

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Tiere erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Freilich ist der Fall häufig genug, daß der Dichter gleich mit umgelegtem Rhythmus anhebt, aber das muß als Ausnahme, als Freiheit geltend bleiben, z. B.:

Wer sieht den Löwen, wer sieht den Riesen? Walther;

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen;

Ich empfinde fast ein Grauen,
Dab ich, Plato, über dir
Bin gesessen für und für;

Wie schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,
Es war gethan fast, eh gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hieng die Nacht;

Ich komme bald, ihr goldenen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein;

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar;

Lieber Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin,

wo zugleich die Melodie den Gang des Rhythmus angibt und damit im Einklange steht, was doch keineswegs immer der Fall oder die Regel ist, auch nicht im Volksliede des 16. Jahrhunderts; die Melodie bewegt sich dort gern in der strengeren Gangart und streicht damit über den freieren Gang der Worte hin. Doch bedürfte dies, wie Anderes, noch besonderer genauer Untersuchung, wie denn der ganze Aufsatz mehr nur eine Anregung zu weiterer Beobachtung sein kann und soll.

Seine rechte Stelle hat der umgelegte Rhythmus, nachdem das Ohr geraden Rhythmus genug gehört hat und damit gleichsam gesättigt ist. Ein hübsches Beispiel davon gibt Walthers schon angeführter Spruch:

Ich saz üf eime **steine**
und **dahte** bein mit **beine**.
darüf sazt ich den **ellenbogen**,
ich **hete** in mine **hant** gesmogen
daz kinne und ein **mün** **wange**.
dō **dahte** ich mir vil **ange**,
wie man zer **welte** solte **leben**.
deheinen **rät** kond ich **gegeben**,
wie man driu **dinc** **erwurbe**,
der **keines** niht **verdurbe** usw. —

also sechs Zeilen lang mit geradem Rhythmus, da löst ihn umgelegter ab auf eine kurze Strecke, darauf folgt ein ziemlich freier Wechsel und Mischung beider Gangarten. Ein lehrreiches Beispiel bietet auch Schillers Ritter von Toggenburg in seinem Verlauf. Der schon vorhin angeführte Anfang bewegt sich in geradem Rhythmus, fällt aber schon in der vierten Zeile in den anderen, der dann auch durch gemischten abgelöst wird (s. weiter unten), aber durchs ganze Lied dann doch vorherrscht:

Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn,
Eurer Augen stills Weinen
Kann ich nicht verstehn.

Es ist der Mühe werth, den Verlauf noch weiter zu verfolgen:

Und er hörtz mit stummem **Harme**,
Reißt sich blutend **los**,
Preßt sie heftig in die **Arm**e,
Schwingt sich auf sein **Noß** usw.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden **Arm**,
Ihrer Helme **Büsche** wehen
In der Feinde **Schwarm** usw.

Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das **Heer**,
Sicht ein Schiff an Joppes **Strande**,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren **Lande**,
Wo Ihr Athem weht usw.

Ach und mit dem **Donnerworte**
Wird sie aufgethan:
Die Ihr suchet, trägt den **Schleier**,
Ist des **Himmels** **Braut**,
Gestern war der Tag der **Feier**,
Der sie Gott getraut.

Und er baut sich eine Hütte,
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düsterer Linden sah usw.¹⁾

Ich muß doch abbrechen, um nicht zu ermüden. Aber das ist wohl klar, daß Schiller da an dem andern Rhythmus ein besonderes Behagen empfunden und sich darin ein Güttchen gethan hat, selbst mehr als gut ist, dürfen wir sagen; denn man empfindet leicht, wenn die umgelegte Strömung einmal durch die andere Bewegung unterbrochen wird, daß das wieder mit Behagen auf uns wirkt wie das erste Eintreten der Umlegung.

Denn das ist der Grund und der Werth der ganzen Erscheinung, daß sie dem Ermüden vorbeugt, dem Gefühl des Einerlei, für das der natürliche Kunstsinn, sich selbst überlassen und nicht etwa durch eine bewußte Theorie gebannt, äußerst empfindlich ist. Wenn aber dieß Gefühl des Einerlei, der eintönigen Leier sich geltend macht, leidet darunter sofort der Inhalt, das eigentliche Leben, dessentwegen das Ganze da ist. Die schönsten Verse mit schönstem Inhalt entgehen diesem Eindruck des Leirigen nicht, wenn sie zu lange fortgesetzt in strenger Regel verlaufen. Man kann dafür die Probe z. B. an vielen Stellen in Goethes Tasso machen, dessen Verse recht nach der Theorie des sog. Gimbuss zusammengezimmert sind und darüber auf die Länge einer gewissen Eintönigkeit nicht entgehen. Man hört die Form, die bloße Form immer deutlicher vorklingen und der lebendige Inhalt tritt darüber hinter sie zurück. Er muß die Form irgendwie durchbrechen, um wieder in den Vorbergrund zu kommen. Das thut hier die Umlegung des Rhythmus, die übrigens immer zugleich durch den maßgebenden Gedanken und seinen Ausdruck veranlaßt ist. Mit dem Wechsel hin und her ist zugleich die Mannigfaltigkeit gegeben, welche die Bedingung alles frischen Lebens ist. Die Form leidet übrigens durch den Umschwung nur scheinbar Abbruch, denn, wie bei dem erwähnten Umschwung eines tanzenden Paars, die Verhältnisse der

1) Es ist dienlich, besonders im Unterricht, ja fast nothwendig, einmal oder wiederholt eine umgelegte Stelle im geraden Rhythmus zu sprechen, z. B.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düsterer Linden sah —

das klingt unerträglich kindisch, hat aber die Wirkung, daß daran das Gefühl zum völligen Durchbruch kommt, was es mit den beiden Gangarten auf sich hat. Es ist ein ordentlicher Umschwung von einer zur andern, ähnlich wie wenn im Rundtanz ein Paar plötzlich sich links herum schwingt und dann wieder rechts.

Bewegung bleiben so und so ganz dieselben, nur in umgekehrter Lage, wie die Zeichnung auf Schmetterlingsflügeln, dem rechten und dem linken.

Aber die Mannigfaltigkeit wird noch größer dadurch, daß die Umlegung oft nur eine theilweise ist und das wieder in verschiedener Weise, z. B. noch nicht im ersten Gliede des Satzes, erst im zweiten:

Ruhig mag ich | Euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn;

Wir stammen unser | sechs Geschwister

Bon einem wundersamen Paar.

Die Mutter ewig | ernst und düster usw.

Schiller (Rätsel);

Im Ffelde schleich ich | still und wild,

Gespannt mein Feuerrohr. Goethe (Jägers Abendlied).

Und ebenso in der alten Kunst, z. B.:

Ez het der künic Artūs
ze Karidöl | in sin hūs
zēinen pfingesten geleit
ein alsō schoene hōchzit usw. Zwein 32;
ouch wart diu vrowe | an im baz
geroochen dann im | wäre kunt 1544 fg;
ich weiz daz | als mīnen tōt. 3407;

Bei Öfrid wird es mit seinen Accenten verdeutlicht:

Er zēigota in | in ala wär this sino éwinigi thár. III, 19, 21.

Oder das erste Glied wird umgelegt und das zweite nicht:

Lieblich tönt der Schall der Glöcken
In des Waldes | Lustgesang. Schiller (Alpenjäger);

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus | Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint. Kraniche des Ibycus;
ouch gienc der wält | wildes vol. Zwein 3292,

dieser Rhythmus ist wahrscheinlich nach dem Anklang der beiden w.

unte gie mit an die stat,
dā er ē | ēino lag. Meregaro 2a, 32;

joh quam von himile obana. Öfrid II, 1, 12;

hēr furlæt | in lāntē lūttīla sittān usw. Hildebr. 20;

suma hāpt | hēptidun,

suma hēri | lēzidun. Merseburger Bauberspruch.

Der Unterschied dieser beiden Formen ist groß, denn im zweiten Falle treten die beiden Haupthebungen, die ja den Charakter des Ganzen bestimmen, beherrschend in die Mitte nahe aneinander, im ersten stehen sie möglichst weit auseinander und fassen das kleine rhythmisiche Ganze am Anfang und am Ende ein.

Merkwürdig aber, die Verlegung der Haupthebungen geschieht auch so, daß beide in ein Glied nebeneinander zu stehen kommen, in das erste oder zweite, sodaß das andere Glied sich mit den beiden Nebenhebungen begnügen muß, ein Bau, den man von vorn herein für nicht möglich halten möchte, weil er mit der Wellenform nicht verträglich scheint:

Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich | immerdar. Schiller (Räthsel);

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn. Goethe (Jägers Abendlied);

Nur nicht lesen, immer singen
Und ein jedes | Blatt ist dein. Goethe (an Lina);

Da (am Clavier) sitz ich und melancholire,
Wenn mir der Kopf die Ovare steht,
Bis ich an meiner | Faust verispielre,
Dass mir die Traurigkeit vergeht.

Chr. Weise, curiöse Gedanken von deutschen
Versen (1693) 1, 400.¹⁾

Und in der alten Kunst, bei Olfried wieder durch seine Accente erkennbar:

heizit iz scóno gótes sún frono. I, 5, 46.

thaz éin ándremo fúazi wasge gérno. IV, II, 50.

er së joh himil wurti joh érda ouh so hërti. II, 1, 3.

So sorgt die Freiheit, den genau verlaufenden rhythmischen Wellenschlag ganz oder theilweis umzukehren, aufs schönste für die Mannigfaltigkeit, die gegenüber der eintönigen strengen Regel die Bedingung lebendiger Schönheit ist. Diese tritt einem aber erst dann in ganzer Fülle entgegen, wenn man statt der einzelnen Fälle ein Ganzes über sieht, vielmehr überhört. Da hört man, wie sich das Ganze in einem Wechsel der verschiedenen Formen bewegt, welcher der wahre Träger des schönen Lebens wird, das dem Geheimniß des Rhythmus entquillt. Die verschiedenen Formen sind doch nur verschiedene Darstellungen der einen Grundform, die im Hintergrunde gleichsam als Herrin still fortlingt. Um also das ganz deutlich zu machen, müßte freilich eine längere ge-

1) Ein hübsches Beispiel: jede der vier Zeilen ist rhythmisich anders gebau (s. nachher).

eignete Stelle zu Gehör gebracht werden, was denn doch dem Einzelnen überlassen werden muß; im Unterricht aber ist es vom Lehrer leicht zu bewirken und wird die freudige Krönung der ganzen Ausführung. Ein kurzes mhd. Beispiel kann aber als Andeutung genügen (im Unterricht wäre Hartmanns *Zwein zu empfehlen*), ein Spruch des alten Spervogels, wobei der verschiedene rhythmische Wellenschlag scharf hervorzuheben ist:

Ein wolf sine stunde flôch,
in ein klôster er sich zôch,
er wolte geistlichen leben.
dô hiez man in der schafe pflegen.
sît wart er unstete,
do beiz er schaf unde swin.
er jach, daz ez des pfaffen rüde tæte.

Es kostet wenig Zeit, um bei weiteren Versuchen in diesem Rhythmuswechsel einen ganz neuen Reiz zu entdecken, der zwar im Gefühl immer schon keinem entgangen ist, aber nun erst zu vollem Genuss sich aufdeckt; nun erfaßt man die ganze volle Schönheit der dichterischen Rede, wobei auch der Endreim in die zweite Linie rückt, die ihm gebührt. Und das ist im Wesentlichen noch jetzt nicht anders, obschon der Reiz der Mannigfaltigkeit in Behandlung der Senkungen, die im Grunde musicalischer Natur ist, nun schon längst in Wegfall kommt. Jrgend ein Gedicht von Schiller, Goethe, Uhland usw. gibt Anlaß zum Beweis und zu einer reinen Kunstreise, wie sie da dem Schüler ganz neu entgegentritt. Das müßte im deutschen Unterricht geübt werden, beim sog. Declamiren; wenn das die Schüler gewöhnlich mit Verdruß abstößt, kann damit statt dessen das Gefühl eintreten, daß der declamirende Schüler augenblicklich wie künstlerisch schaffend, genauer nachschaffend thätig ist. Denn das Gelingen setzt voraus, daß er in den Inhalt lebendig eindringe, sich in das Denken und Empfinden des Dichters versetze, und das ist doch ein Höchstes, was auf der Schule erreicht werden kann. Der Schüler ist dann von dem kahlen, starren Rahmen, mit dem er als Kind begann, vorgedrungen zur Fülle des schönen Lebens mit seiner Freiheit, hat Besitz ergriffen vom Gebiet der Kunst da, wo sie sich jedem, auch dem Geringsten, zum Vollgenuss leicht dargibt, in der Sprache in ihrer höchsten Erscheinung. Es wird übrigens beim Declamiren für den Lehrer allerlei zu berichtigen bleiben, wird aber auch an streitigen Fällen nicht fehlen, deren Besprechung in der Classe zur schönsten und fruchtbarsten Anregung gereichen kann.¹⁾

1) Ich hätte manchen Fall der Art mit anführen können, es hätte aber zu viel Zeit und Raum gekostet, sie befriedigend zu erledigen, zumal noch ganz andere Gesichtspunkte dabei in Frage kommen.

Aber über der ganzen Ausführung schwebt wohl dräuend eine kritische Frage: waltet da nicht der Zufall? der bloße Zufall, dem ich solche Bedeutung beilege? Nun, ein Zufall, der solche Wirkungen zeitigt und solche Gesetze verräth, kann kein bloßer blinder Zufall sein. Die damit gestreifte Frage gebührend zu erledigen, ist hier nicht möglich. Es handelt sich um Kräfte oder Triebe im dunklen Grunde des arbeitenden oder schaffenden Kunstsinnes, die durchaus keines hellen Bewußtseins bedürfen, wie man leicht wähnt; gleichen sie doch bis auf einen gewissen Grad den Kräften oder Trieben, die in der Pflanze so gesetzmäßig und schön wirken. Der Wechsel der rhythmischen Wellenform wird allerdings auch durch den wechselnden Gedanken und seinen Ausdruck bestimmt, aber ein Kunstgefühl ist mit thätig dabei. So ist es gewiß kein blinder Zufall, wenn unter den wenigen oben angeführten Fällen verhältnismäßig häufig der auftritt, daß in zwei Zeilen gleich hintereinander nur das eine Glied, aber wechselnd, umgelegt ist, wie ich erst nachträglich bemerkt habe, also der Fall, wo die beiden Formen zu einander am schärfsten einen Gegensatz oder Wechsel darstellen; so in den Stellen aus Schillers Alpenjäger, aus den Kranichen des Ibykus, aus Chr. Weises Lied an sein Clavichordium. Schillers Glocke fängt sogar so an:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.

Merkwürdig aber: der ganze Wechsel muß der alten Zeit bewußter gewesen sein, als der neueren, das zeigen so gut wie sicher bei Otfried seine Accente, in der Stabreimdichtung die wechselnde Stellung der Reimstäbe, die den Wechsel des Rhythmus als klar bewußt bezeichnen. Für ein deutliches Kunstbewußtsein zeugt besonders auch, was im vorigen Aufsatz vorgetragen ist, wie man die Form mannes trat | sunilo mied und durch Änderung des Rhythmus ins Schöne berichtigte.

Wirft man die Frage auf, wie das möglich war und ob nicht das Umgekehrte das Rechte wäre, so ist darauf wieder nicht kurz zu antworten. Aber man bedenke nur, daß die alte Zeit eigentlich nichts las, daß der Sinn darum viel sicherer bei sich selbst blieb und sich in sich ausbilden konnte. Wie ist jetzt alle Erziehung darauf aus, wenn auch unbewußt, uns aus uns selbst hinauszutreiben und läßt uns so spät zu eigenstem Denken und Empfinden kommen. Wie hätte denn die alte Sprache ein solches schönes Ganzes werden können, so rein und folgerichtig in sich gegliedert und ausgebaut, ein solches durchgebildetes Kunstwerk, wenn nicht neben dem gesunden Gefühl auch ein gutes Kunstbewußtsein daran gearbeitet hätte? Die Metrik aber ist in dem Garten der Sprache das schönste Beet.

Ich habe mich übrigens im Ganzen auf den vierhebigen Vers beschränkt. Wie sich die Sache bei verkürzter oder erweiterter Versform darstellt, wäre eine Untersuchung für sich, die aber vom vierhebigen Vers auszugehen hätte, welcher die Grundlage aller Metrik und Rhythmis ist.

Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung.

Von D. Glöde in Wismar i. M.

Schon oft ist der Grundsatz ausgesprochen worden, daß alle Namen etwas bedeuten, nur ist es für den Forcher oft schwer, dieser Bedeutung auf den Grund zu kommen. Noch heutigen Tages empfindet das Volk ein lebhaftes Bedürfnis der Namengebung, und es giebt diese Namen nie ohne Bedeutung. Noch heute versehen wir Tiere, Pflanzen, Straßen, Schiffe u. dergl.¹⁾ mit Namen, und mancher Mensch, der schon einen Namen trägt, der ihn von allen Individuen der Gattung Mensch deutlich unterscheidet, muß es sich gefallen lassen, daß man ihm noch einen Namen beilegt. Solche Namen, wie sie der Lehrer von seinen Schülern, der Hauptmann von seinen Soldaten, der Meister von seinen Gesellen empfängt, nennen wir Spitznamen; sie sind meist — das liegt nun einmal in der menschlichen Natur begründet — von den schlechten Eigenschaften des Betreffenden hergenommen. In früheren Jahrhunderten, als der Mensch in einem viel engeren Verhältnis zur Natur stand, belegte er Tiere und Pflanzen mit Namen, besonders menschlichen Vornamen, die irgend eine charakteristische Eigenschaft des betreffenden Tieres oder der Pflanze ausdrückten. Die Tiere standen ihm noch näher als die Pflanze, dieselben wurden daher mit einer Reihe von charakteristischen Vornamen belegt, die teils satirische, teils historische Anspielungen enthalten. Über die Namen, speziell die Tiernamen, ist viel und oft geschrieben worden; ich erinnere an Grimm (in seiner Ausgabe des Reinhart Fuchs), an Lübben (die Tiernamen im Reineke Bos, Oldenburg 1863) u. a. Die hieraus bekannten Erklärungen werde ich nur kurz erwähnen und nur solche berücksichtigen, die zweifelhaft oder unerklärt sind. Grimm hat nachgewiesen, wie treffend für den Fuchs der Vorname Reinhart (Reginhart, Raginohard, nd. Reinke = Ratskundiger, Ratgeber) gewählt ist; in dieser Btschr. (Jahrg. V, 9) habe ich dasselbe für Lampe Hase versucht. Ich halte fest, daß Lampe = Lamprecht ist; zu den Ableitungen von Lamprecht gehört auch Lemke und Lemke, welche Formen auch als Vornamen vorkommen, z. B. Lemke

1) Vergl. engl. Jackboot, Kourierstiefel; Jackchain, Hemmfette.

Ebeling = Lamprecht Ebeling. Lampe ist eine ähnliche Kürzung aus Lamprecht, wie Reinke aus Reginhart oder Glöde aus Glod (Chlodowich) (vergl. Albert Heinze, *Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich*. Halle 1882). Weshalb für den Hasen dieser Vorname gewählt worden ist, habe ich a. a. D. nachzuweisen versucht.¹⁾

Interessant scheint mir der Name des Katers, der im Engl. Tom (Tomecat), im nd.: Hinze, im Reinaert: Tibert, im Nouveau Renart: Tibiers, im Renart: Tibert und im Reinhart: Dieprecht heißt. Der Froschmäuseler nennt den Kater: Murner, den Waldkater: Heinz, der Eselskönig nennt die Katze: Murner. Heinz und Hinze sind Kürzungen von Heinrich (Haganrich) und zwar einstammige von Hagan (erweitert aus hag, Wald, Busch, Gehege). Tibert und Tibiers gehören zu Dieprecht (aus Dielbert, Dietberht = volksglänzend). Den Namen Hinze bringt Grimm (Myth. S. 286) zusammen mit Hinzelmann, Heinzelmann,²⁾ welches mit Katermann zu vergleichen wäre, das im Renner mit Kobold zusammen vorkommt. Schon Luthers Tischreden erzählen von einem Geist „Heinzlin“; Hinzelmann lässt in der Bettstatt ein Grüblein zurück, als ob eine Katze da gelegen wäre (vergl. Grimm a. a. D.). Den Namen Heinze hat im Froschmäuseler ein Berggeist. Der gestiefelte Kater im Märchen spielt die Rolle eines gutartigen, hilfreichen Kobolds (Grimm, Myth. S. 286). Heinz und Hinze sind die Deminutivformen von Heinrich, gerade so wie man in Niederdeutschland einen andern Poltergeist Chimke, Chimmeken (nach Grimm Deminutivum von Joachim) und einen dritten Wolterken (Dem. von Walther) nennt. Also auf niederdeutschem Boden ist Hinze entstanden, und im Reineke kommt er ja auch zuerst vor. Merkwürdig ist es, daß im Froschmäuseler gerade der Waldkater den Namen Heinz führt, gleichsam als ob man sich noch der Ableitung aus „Hag“ bewußt gewesen wäre. Diese polternden Katzen ähnlichen Geister (Heinzelmann, Polterkater, Katermann, Stiefkater u. a.) wohnen außer in Stall, Scheune oder Keller auch gern auf Bäumen (vergl. Grimm, Myth. 290). Ebenso treffen wir die wilde Katze oft auf Bäumen (vergl. Der Fuchs und diu Katze, mitget. von Grimm, Reinhart Fuchs S. 363). Den Namen Hinze haben die Nd. sicher gewählt, weil ihnen Dieprecht mit seinen Bildungen nicht geläufig war. Überhaupt ist die Kluft zwischen dem Reineke einerseits und dem Reinhart, Renart und Reinaert andererseits eine große. Auch der Hase, der

1) Vergl. Jack-i-the-bush, Nabelkraut; John behind the gardengate, Stiefmütterchen (Fiedler-Kölling, Wiss. Gr. I S. 215).

2) Soltau, Reineke Fuchs, S. 56 übersetzt: Von allen Freunden wüßt' ich nicht, wem ich so fest vertrauen kann, als Euch, mein lieber Heinzelmann.

im Reineke plötzlich Lampe heißtt, führt in den übrigen ganz andere Namen wie Coars, Cuwaert u. a. Ebenso ist es mit der Henne, dem Kranich rc. Es entsteht nun die Frage, weshalb der Kater im Reinhardt, Renart und Reinaert Dieprecht heißtt = volksglänzend. Grimm (Reinhart Fuchs CCXLV) fragt, warum der Kater der glänzende, leuchtende sein soll, vielleicht weil seine Haare nachts elektrisch funkeln. Dies ist entschieden gesucht, wie Grimm zugiebt; aber funkeln denn nicht die Augen des Katers in der Nacht wie glühende Kohlen, hat er nicht ein schwarzes¹⁾ glänzendes Fell? Man könnte mir mit Grimm entgegenhalten, daß man in diesem Falle den Sitz der Bedeutung ins zweite Wort der Komposition gelegt hätte.²⁾ Das ist aber auch nicht nötig, denn der Kater spielt im Renart eine ganz andere Rolle als im Reineke. Tybert überlistet sogar den schlauen Fuchs in den meisten Fällen, während Hinze stets der Angeführte, Gutmütige und sich dann schmollend Zurückziehende ist. Vergl. Vulpes et Cattus: Cattus autem inveniens arborem magnam, saltu subiit in eam et liberatus est . . . Canes autem capientes vulpem interfecerunt. Ebenso schlau ist der Kater im Renart und in der deutschen Fabel: Der Fuchs und diu Katze:

Üf einen boum diu Katze vlöch,
dō si diu nöt ane gie;
der jeger näch dem fuhse vie. etc.

An einer andern Stelle mengen sich Renart und Tibert in geistliche Geschäfte und wollen Messe lesen, wobei jedoch Tibert Priester und Renart nur Kirchendiener ist.³⁾ Tibert ist durchaus nicht seige; er nimmt sich des Fuchses sogar einmal gegen den Wolf an, weil er sich selbst und nicht durch andere rächen will. Er erhebt sich in der Hofversammlung (si gite sor son dos sa queu et sa lange aguise et desneue) und rät in gehöriger Form zu verfahren (ne devez vos honir franc home). Den Mäusen gegenüber spielt er eine gewichtige Rolle. In einer Nachricht, die Flacius von einer Handschrift Tierfabeln giebt, heißtt es: alia est de catto infulato et manu tenente episcopalem scipionem, ac praedicante moribus, ut eos convertat. Cui sorex maximus respondet etc. Gerade so predigt der Wolf den Schafen und der Fuchs den Gänzen. In der Versammlung sitzen Wolf und Kater zusammen (vergl. Hen-

1) Es kommt mehr auf das glänzende Fell, als auf die schwarze Farbe an; oft aber scheint es, als ob die Dichter sich ihm dunkel gefärbt vorstellen (vergl. Diu Katze in den Swerzen). Doch könnte sich glänzend auch auf sein buntes (breifarbiges) Fell beziehen.

2) Die Ente heißtt auch: Tibbeke von Tideberta = sehr glänzend.

3) Ebenso erscheint des Katers Priesterschaft im Gedicht von der schwarzen Nonne, Grimm, Reinh. 5,967.

grimus, Grimm. Reinh. Fuchs S. LX); Tibert weist den Roonel zurecht (Renart 21). Als der König (Renart 25) gegen die Heiden zieht, läßt er außer Fuchs und Wolf auch den Kater zum Schütze der Königin zurück. Aus allen diesen Gründen, meine ich, konnte er wohl auf den bedeutenden Namen Dieprecht (Tibert) Anspruch erheben, denn diesen Sinn hatte Theodebert im Mittelalter. Der nd. Überseher nahm den ihm geläufigen Ausdruck Hinze.

Im Englischen kommt dem Hinze der Bedeutung nach am nächsten: Tom (Dem. von Thomas). Der Kater wird noch heutigen Tages mit Tom gerufen und das Wort „Kater“ durch „tomcat“ übersetzt. Die Meise heißt tomtit (vergl. unten), ein kleiner Fisch (Morrhua pruinosa) Tomcod. Der Vorname Tom bezeichnet das flinke, gemütliche, hilfreiche Wesen eines Menschen, und daher ist er wohl diesem Feinde der schädlichen Mäuse gegeben; auch der kleine Dämling heißt Tom — thumb.¹⁾ Die jüngste Bezeichnung für den Kater ist „Murner“, und hier können wir es verfolgen, wie satirische und historische Züge zur Namensbildung beitragen. Der Name kommt von dem murrenden Ton, den die Katze ausstößt. So heißt es im Froschmäuseler: Murnern, der Katzianer Patron, lehrt mich kennen u. s. w. In der Reformationszeit wurde der Name von Thomas Murner damit in Zusammenhang gebracht, er selbst als schreiender und krallender Kater dargestellt und verspottet. Darauf wurde das Wort in „Murnar, Murrnarr“ umgedeutet und in dieser Form wieder auf den Kater übertragen, z. B.: Fischart, Flöhhaß B. 2069: damit dem Murnar mögst entwischen, wann er vielleicht wolt nach dir (d. h. der Maus) fischen. Später ist der Name literarisch wieder aufgefrischt, wie in Lichtwers Fabel: Hinz, des Murners Schwiegervater u. a. (vergl. Grimms Wörterbuch unter Murner). Dies scheint mir wieder ein Beweis dafür zu sein, daß Lampe ganz analog mit bewußter Anlehnung an einen der von mir erwähnten Lambert als Name für den Hasen gewählt ist. Die Entwicklung beider Namen hat gezeigt:

1. Je älter der Name ist, desto charakteristischer ist er gewählt.
2. Die Tiere werden von den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten nach anderen Eigenschaften benannt.
3. Personennamen werden ihnen beigelegt, teils mit Rücksicht auf die Ethymologie des Namens, teils mit historischer oder satirischer Anspielung auf bekannte Personen der betreffenden Zeit.

Ganz historisch scheint mir der Name des Geiers zu sein: Hubert. Er heißt im Nouveau Renart Hubers, im Renart heißen Geier oder

1) Das flinke Wesen artet oft in Toben und Unbändigkeit aus, und deshalb nennt man englisch einen Wildfang, ein wildes Mädchen: Tom boy.

Weihe (escoufle, huart)¹⁾: Hubert. Der Geier (oder die Weihe) spielt die Rolle des kräftigen Raubvogels, der kleine Tiere jagt und selbst den Fuchs angreift. Im Renart hat der Fuchs der Weihe die Jungen im Nest aufgefressen und wird darüber von den Alten angefallen, die er zwar besiegt, aber nicht ohne eigene schwere Wunden. Grimm (Reinhart Fuchs S. CCXLV) kann in dem Namen keine unmittelbare Bedeutsamkeit entdecken. Ist es nicht möglich, daß man dem Jäger unter den Tieren den Namen des Patrons der Jäger gegeben hat, dem zu Ehren noch lange am 3. November Feste gefeiert wurden. Die Biographie von St. Hubertus paßt durchaus in die Geschichte der frz. Tiersfabel. Er war der Sohn Bertrands, Herzogs von Guienne, und Hofmeisters des Frankenkönigs Theodorich. Die Geschichte seiner Bekhrung am Karfreitag in den Ardennen, wo ein Hirsch mit goldenem Kreuz zwischen dem Geweih vor ihm stand, war im Mittelalter sehr bekannt und ist oft behandelt worden. Vom Papst Sergius I. wurde er zum Bischof von Maastricht ernannt, erbaute zu Ehren seines Vorgängers und Lehrers Lamprecht — von einem Lamprecht habe ich Lampe abzuleiten versucht — eine Kathedrale in Lüttich und starb dort 727. Im 9. Jahrhundert wurde er heilig gesprochen und sein Körper in dem Benediktinerkloster Andain beigesetzt.

Dieser Entstehung entsprechend tritt Hubert auch erst im Renart und Nouveau Renart auf. Gerade bei den erst spät in die Tiersage aufgenommenen Namen, wie Hubert und Lampe, ist eine solche bewußte historische Anspielung am wahrscheinlichsten und am leichtesten zu verfolgen, während es viel schwieriger ist, für die ältesten wie Reinhart, Isengrimm u. a. bestimmte Vorbilder in Personen zu finden. Der nd. Bearbeiter hat den Geier gar nicht erwähnt, weil er eine Nebenrolle spielt, dafür aber einen andern Vogel eingeführt, nämlich Lutke, den Kranich. Der Name kommt nur im Reinke Bos vor und ist eine niederdeutsche Deminutivbildung wie Reinke, Tibbeke (die Ente), Moneke (der junge Affe), Hinze und Lampe.²⁾ Lübben hält die Erklärung „der Kleine“ (zu lyt, little) für nicht richtig, weil der Vogel ziemlich groß ist und kein Tier einen Namen nach seiner Größe führt. Er hält es

1) Escoufle oder Écoufle ist die Hühnerweihe, Huart oder Huard der Fischadler. Diese Ausdrücke bezeichnen allgemein einen Raubvogel.

2) Die Vorliche des Nd. für Deminutiva, besonders auch in Eigennamen, erinnert mich lebhaft an dieselbe Erscheinung im Afr. z. B. im Renart und Aucassin und Nicolette, wie Johannet, Martinet, Roget (Name eines Ochsen), Robécon u. a., vgl. M. Seelig, Die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder: I. Das Substantiv als Diminutivum im volkstümlichen, zärtlichen, kosen- den und satirischen Gebrauch. Halle a. S. 1891.

für ein Deminutivum von Ludolf = Ludeke, der noch jetzt mit Umlaut (Lüdeke) ein häufiger Name in Norddeutschland ist. Heinze (Die deutschen Familiennamen) weist ihn auch als Vornamen nach: Ludeko Went. Ich weiß nicht, weshalb Lübben „Ludolf“ ansetzt, es ist einstammige Kürzung von Liud und der Deminutivendung = Liudike. Liud entspricht dem ahd. und mhd. liut = Volk, Leute, welches vielfach nur verstärkend ist. Es ist aber zu beachten, daß die Bildungen von „liud“ oft zusammenfallen mit denen von „liub“ und „blod“. Ich glaube, daß man zur Zeit, wo der nd. Bearbeiter lebte, Ludeke und Lutke für Deminutive von Ludewig (Chlodowich) hielt und die richtige Ableitung von „liut“ vergessen hatte. Der Kranich empfing also den Deminutiv- oder vielmehr gemütlich klingenden Kosenamen „klein Ludwig“. Wenn man sich auch nicht mehr der ursprünglichen Bedeutung dieses Namens = berühmt, volksbekannt bewußt war, so hätte man den bedeutenden Namen doch keinem unbedeutenden Tier gegeben. Reinke Voß B. 15 wird Lutke speziell mit aufgeführt unter den „stolten gesellen“; B. 1778 ist er mit Bartolt, dem Storch, und wie schon B. 15 mit Marquart, dem Häher, einfach erwähnt. B. 5226 trifft er mit dem Wolf zusammen, der ihn mit Doktor anredet: B. 5227:

he dröch ok ein röt berêt,¹⁾
dar umme he eue ok doktor hêt.

Die Kur gelingt, er zieht dem Wolf den Knochen aus dem Hals und wird mit Undank belohnt, aber nicht weiter mißhandelt. Der Kranich bewahrt seine Würde auch dem Undankbaren gegenüber.²⁾ Als Wandervogel, der hoch in den Lüften in regelmäßigem Haken im April und Oktober über die nd. Gegenden fliegt, ist er dem Volke als Frühlingsbote bekannt und lieb geworden. Wie alle Vögel verrichtet er Botendienste, ist aber lange nicht so vertraut mit dem Volk wie der Storch, da er meist im Norden und fern von der menschlichen Wohnung brütet.

Daher hat er wohl den angejehnten und zur Zeit der Entstehung des Reinke Voß in Deutschland und Frankreich (die vielen Könige dieses Namens) sehr verbreiteten Namen Ludwig bekommen. Die Namen für den Kranich (Lutke), den Storch (Bartold), den Häher (Marquart) und die Gans (Alheit) treten im Reinke Voß zuerst auf. Wenn ich auch zugebe, daß die jüngeren Bearbeiter für Nebenrollen Namen ohne Bedeutung und ohne Anspielung gewählt haben, so konnte ihnen doch immer ein gewisses Gefühl innenwohnen, wonach ein gewisses Tier immer einen Namen aus einer bestimmten Gruppe erhalten müßte.

1) Das Männchen hat einen roten Scheitel.

2) Lupus bene meritae grui promissam abnegat mercedem.

Beim Häher Markwart ist die Wahl ganz klar, da nach Lübben (Glossar zu Reinke de Bos) das Tier noch jetzt im Bergischen Markolf d. i. Markolf heißt. In der Zoologie von Leunis werden für den Vogel die drei Namen angeführt: Holszhäher, Eichelhäher und Markolf (= Marculf). Die Bildung Markwart, Marquart (mit vielen Ableitungen) war gebräuchlicher als Markolf oder Margolf.¹⁾ wie der Vogel nach seinem Ruf genannt wird. Brehm führt auch Marquart als Namen an. Der scheue, in seinem Waldbezirke einsam lebende Vogel, der Feind der Singvögel, wird passend mit diesem Namen belegt.

Der niederdeutsche Bearbeiter konnte nicht umhin, den allbeliebten Storch wenigstens mit aufzuzählen. Eine Rolle spielte er in der alten Tiersage nicht, daraus haben ihn entschieden Hahn und Henne verdrängt. Die epische Wärme der Tiersage hat ihm also keinen Namen verschafft, während er in der bloß moralischen oder allegorischen Fabel seinen Appellativnamen behält. Er spielt dort die Rolle des ehrsam, auf Bucht und Sitte in seiner Familie haltenden Hausvaters, der aus der weiten Ferne alljährlich wieder auf dasselbe Dach zurückkehrt und dem Hause Glück und Unglück bringen kann. Im Reinke Bos ist er Bartold genannt, und Lübben (Glossar) erklärt diesen Namen als Berahtwold = glänzender Herrscher. Ich erinnere daran, daß die Ableitungen von Berahtwold in deutschen Familiennamen oft mit denen von Bartholomäus zusammenfallen. Die Namen Bartholomä, Barthol, Bartel (vergl. schweiz. Bartli, bair. Bartl) kommen als Vor- und Familiennamen sehr oft vor neben den von Berahtwold abgeleiteten Barthold, Bartelt — auch Barthol und Barthel. Auf jeden Fall lag dem nd. Bearbeiter der Gedanke an Bartholomäus näher als an Berahtwold. Der Tag des Bartholomäus (der 24. August) war auch in Niederdeutschland von Bedeutung: Bartelmeews, Up ollen Bartelmeiws: 5. September nach dem alten, julianischen Kalender. Berghaus, Sprachschatz der Sassen (vergl. Heinze, Deutsche Familiennamen unter Bartholomäus). Viele der nd. Wetterpropheteien beziehen sich auf den Bartholomäustag. Gewitter um Bartholomä bringen Hagel und Schnee, nach dem Tage werden die Gewitter heftig, ein schöner Barthel verkündet einen guten Herbst. Er bezeichnet die Grenze zwischen Herbst und Sommer, gerade so wie der Abzug der Störche, der allerdings etwas früher fällt. An den Apostel Bartholomäus also hat der Verfasser vielleicht gedacht, als er den Storch Bartolt nannte, gerade so wie die Gans (ursprünglich: die wilde Gans) ihren Namen: Sunte Mertens Vagel vom Martinstag hat (Martinus

1) Bei komponierten Eigennamen überwiegt stets das erste Wort, das zweite kann in ein anderes übergehen (vergl. Grimm, Reinhart Fuchs S. CCXL).

von Tours 11. November, bei den Protestanten der 10. November zu Luthers Gedächtnis, der am 10. geboren und am 11. getauft wurde).

Die Gans erhält den Namen Alheit (= Adelheit, *persona nobilis*). Lübben (im Glossar) führt Alke als Bezeichnung eines einfältigen, schwatzhaften Weibes an. Der nd. Bearbeiter mußte den Namen neu wählen. Hengrimus und Reinardus haben den männlichen (anser) Vornamen Gerhardus; im Reinhart, Renart und Nouveau Renart kommt die Gans nicht vor, Reinaert hat einmal Brunel an lückenhafter Stelle. Gerhardus spielt in der alten Fabel die Rolle des Wächters; von seiner Geschwätzigkeit ist nirgends die Rede. Eine Eigenschaft, die dem Bearbeiter vorgeschwebt hat, ist vielleicht die Eitelkeit der Gans, die sich überall vordrängt und gerne bemerklich macht. Daher hat er einen Namen gewählt, der zu seiner Zeit der Bedeutung entsprechend als sein und vornehm galt, und diesen dem eitlen Tier beigelegt, das ihn nicht verdient. Dadurch wird die Darstellung humoristisch und interessant. Ebenso werden in der Tiersfabel einzelne Tiere mit Herr, Madame *rc.* (Lafontaine: *Maitre corbeau*) angeredet. Dieser Euphemismus mag mit anderen Gründen zusammen bei vielen Vornamen gewirkt haben, dem harmlos satirischen, humoristischen Tone der Tiersfabel entspricht er vollständig.¹⁾

Ein anderer Grund zur Wahl eines bestimmten Vornamens scheint mir vorzuliegen in Metke, dem Namen der Ziege. Metke ist nach Lübben die Deminutivform zu Mathilde. Als Vornamen habe ich ihn öfter gefunden; so schenken im Jahre 1612 Claus Nettelblad und seine Frau Metke Goldenisse in Rostock dem dortigen Bröckerstifte 100 Mark Sund. Dieser häufig vorkommende niederdeutsche Name wird gerade der Ziege wegen ihres meckernden Geschreies beigelegt. Auch Tomtit, die Meise, beruht wahrscheinlich auf einer solchen Nachahmung des Klanges der Stimme.²⁾

An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, daß bei der Wahl des Vornamens nach meiner Meinung auch lautliche Einflüsse neben den ethymologischen, historischen und satirischen mitgewirkt haben. Grimm und Lübben haben nirgends davon gesprochen. Sollten nicht Reim und Alliteration auf diese Wahl eingewirkt haben? Ich erinnere an Tomtit, Meise, Robin Redbreast, Rotkehlchen, Maggie Monyfeet, der Tausendfuß; damit wäre zu vergleichen: Bokert de bever, hane Hennink und der Hirsch Hornung aus dem Froschmäuseler. Es ist merkwürdig,

1) Vielleicht erhält die Gans auch wegen der wertvollen Federn einen vornehmen Namen. Witschel, Watschel geht über die Brücken, hat dem König sein Bett auf dem Rücken.

2) Von noch heute vorkommenden provinziellen Rufen für Tiere erinnere ich an Mieze Mau (für Katze), Wauwau (für Hund), Gigack (für die Gans) u. a.

daß Bokert und Hennink fast immer mit dem Zusatz bever resp. hanö vorkommen, während die übrigen Tiere häufig mit bloßem Namen bezeichnet werden. Ein Kunstprinzip wie die Alliteration, welches einen so großen Einfluß auf die Wortbildung und Wortverbindung geübt hat, kann nicht unwesentlich für die Wahl eines Vornamens gewesen sein, der mit dem Tiernamen zu einem formelhaften Ganzen verschmolzen ist. Weniger bedeutend ist der Einfluß des Reimes, weil er viel später entstanden ist; nur bei der Bildung moderner Tiernamen kann er mitgewirkt haben. Sie sind meist dialektisch, und deshalb will ich an dieser Stelle nicht darauf eingehen. Der leitende Gedanke bei meiner Untersuchung war der, daß stets ein innerer Zusammenhang zwischen dem Vornamen und dem Tiernamen besteht, wenn es auch oft schwierig ist, denselben zu erkennen. Wie weit mir dies für die behandelten Namen gelungen ist, überlasse ich dem Urteile der Fachgenossen.

Dur Behandlung von Uhlands Gedicht „Der blinde König“.

Bon Emil Hermann Bergiebel in Kassel.

Das nächste Ziel bei der Durchnahme eines erzählenden Gedichtes in der Schule ist ein klarer Einblick in den Gang der Handlung. Der Inhalt des behandelten Gedichtes muß dem Schüler zum festen Besitze werden; er muß sich ihn bei der Durchnahme eines neuen dem Inhalte oder auch nur dem Bau nach ähnlichen Gedichtes klar und deutlich vor Augen stellen können, um das Kommende leicht mit dem Dagewesenen zu verknüpfen. Wenn auf einer höheren Stufe auf ein Gedicht, welches in einer früheren Klasse besprochen wurde, zurückgegriffen wird, so müssen wenige Konzentrationsfragen genügen, den Gang der Handlung in voller Klarheit wieder vor den Schüler hinzustellen. Ein solches Zurückgreifen hat gerade für die Vertiefung eine große Bedeutung. Treten einem doch bei der Durchnahme so manches Gedichtes Aufsatzthemen entgegen, welche man nur deshalb nicht zur Bearbeitung aufgeben kann, weil sie für die Stufe, welcher das Gedicht zugewiesen ist, zu schwer sind.

Die Wiedergabe des Inhalts, die Wiederherstellung der bei der Besprechung gebildeten Reihe wird aber erschwert, wenn die einzelnen Teile, in welche sich die Handlung gliedert, nur nach äußerlichen Gesichtspunkten einfach in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge aneinandergereiht werden. Sobald es der Standpunkt der Schüler zuläßt, müssen die Teile vielmehr nach ihrer inneren Abhängigkeit von einander betrachtet und zu einem Ganzen vereinigt werden. Das Verhältnis von Ursache und

Wirkung, von Grund und Folge, in dem die Ereignisse zu einander stehen, muß der Schüler durchschauen lernen. Folgende treffende Bemerkungen Deinhardts¹⁾ müssen hier die Richtlinie geben: „Die Kategorie der Kausalität zur Teilung der Ereignisse ist eine unendlich wichtige Kategorie, die alles Einzelne durchdringt und sich wie eine beseelende Kraft durch die ganze Entwicklung der Ereignisse hindurchzieht. In allen Erzählungen und historischen Darstellungen, in denen die Thatsachen nicht bloß nach der Zeitfolge äußerlich neben einander hingestellt, sondern in ihrem Zusammenhange begriffen werden sollen, bildet das Kausalitätsprinzip die allgemeine Grundlage einer gründlichen Disposition.“ Um aber die Ereignisse unter dem Gesichtspunkte der Kausalität betrachten zu lernen, muß der Schüler zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Seele, auf den Kernpunkt, auf den Hauptgedanken²⁾ des Gedichtes lenken und von diesem Brennpunkte aus auf die Strahlen hingewiesen werden, die hier zusammenentreffen. Wie der einzelne Satz nur verstanden werden kann, wenn man von der Haupttheorie, dem Aussageworte, ausgeht, so gilt es in einem aus Sätzen bestehenden Ganzen, zunächst den „wichtigsten Zustand herauszufinden, von dem aus alles Übrige erfragt werden kann.“³⁾ „In jedem Gedichte, in jeder Erzählung“, sagt Lehmann (Der deutsche Unterricht, Berlin 1890, S. 4)⁴⁾ „gibt es einen Hauptpunkt, an welchem die Erzählung hängt. Diesen Mittelpunkt, der stets den Schlüssel des Verständnisses bildet, muß der Schüler unter Beihilfe des Lehrers aufsuchen.“ Ich möchte nur hinzufügen: „zuerst“ aufsuchen, um von diesem Mittelpunkte aus zu den anderen von Lehmann gesteckten Zielen (Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, Verknüpfung der Teile u. s. w.) zu gelangen. Dieser Hauptgedanke muß von voruh herein den Ausgangspunkt für die Betrachtung des Inhaltes bilden, und auch wenn der Schüler noch nicht fähig ist, den inneren Zusammenhang zwischen den übrigen Ereignissen und diesem Hauptereignisse vollständig zu durchschauen, dürfte es sich empfehlen, bei der Gliederung die Überschriften der ein-

1) Beiträge zur Dispositionslehre, 3. Aufl. S. 41/42. (Es sei bei dieser Gelegenheit auf die eingehende Besprechung der 4. Auflage dieser „scharfsinnigen und gründlichen Untersuchung“ im 7. Heft des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Zeitschrift verwiesen.)

2) „Womit nicht die Herausdestillierung einer sogenannten Idee gemeint ist“: Fried, Lehrproben und Lehrgänge, 6. Heft, S. 111, Ann. 5.

3) Franz Kern, Zustand und Gegenstand. Berlin 1886. S. 134.

4) Bgl. Gotthold Klee, Ausgeföhrter Lehrplan für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen eines sächsischen Gymnasiums. Leipzig 1891. S. 5. — Bgl. auch E. Schnippel, Ausgeföhrter Lehrplan im Deutschen für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Berlin 1891. S. 5.

zernen Teile unter stetem Hinblicke auf das Hauptereignis auffuchen zu lassen.

Wenn ich nun im folgenden versuche, den Gang der Unterhaltung, welche sich zur Vertiefung in den Inhalt und zur Einprägung desselben zwischen Lehrer und Schülern entspinnen kann, an der Hand von Uhlands blindem Könige, einem ja wohl in jeder Tertia behandelten Gedichte, darzulegen, so verfolge ich damit vor allem die Absicht, zum Austausche der Meinungen über diesen Punkt und zur Mitteilung ähnlicher Proben in dieser Zeitschrift anzuregen. Auf die Frage nach dem Hauptereignisse in unserem Gedicht wird man die Antwort erhalten: Der Kampf des Königsohnes mit dem Riesen. Man wird jedoch die Schüler darauf hinweisen müssen, daß die Hauptteilnahme, die wir an dem Kampfe nehmen, nicht unmittelbar ist, sondern daß sie in dem Zustande liegt, in welchen durch den Kampf der Held des Ganzen, der blinde König, an dessen Seite wir uns von Anfang bis zu Ende befinden, versezt wird. Die weitere Frage kann daher sein: Was widerfährt dem Könige durch diesen Kampf? — Seine Tochter wird befreit. Aus welchem Zustande wird der König dadurch befreit? Wie war sein Zustand, seine Lage, bisher? Wie wird sie durch den Kampf? — Er wird von dem Unglücke befreit, in welches ihn der Raub der Tochter gestürzt hatte.

Man kann die beiden letzten Antworten zunächst gelten lassen und einstweilen nur andeuten, was sich aus der weiteren Besprechung ergeben muß, nämlich daß das Gefundene die Folgen des Kampfes noch keineswegs ganz in sich schließt.

Im Mittelpunkte steht also die Befreiung des Königs aus dem Unglücke.

Womit muß uns dann der Dichter vorher bekannt gemacht haben? — Mit dem Unglücke des blinden Königs (I).

Weshalb ist der blinde König unglücklich? Seine Tochter ist ihm geraubt worden. — Weshalb bedeutet der Raub für den König ein größeres Unglück als er in jedem Falle wäre? Der König ist alt und blind, die Tochter besaß die Gabe, welche ihm in diesem Zustande allein einigen Trost bereiten konnte. — Welche Worte drücken aus, wieviel der König verloren hat? ... „War meines Alters Glück!“ — Mit welchen Worten wird das Unglück unmittelbar ausgesprochen? „In bittem Harne.“ „Mir beugt's das graue Haupt.“ Dürfen wir am Anfang — für den Unglüchlichen hoffen? Ist er allein? Einer der Fechter wird vielleicht den Kampf mit dem Räuber aufnehmen. — Wie wird unsere Hoffnung in der 3. Strophe genährt? Es ist anzunehmen, daß die Wächter den Hohn des Räubers nicht ertragen werden. — Allein was sagt uns der Anfang der 4. Strophe? Kein Wächter wagt den Kampf. — Ver-

gleichen wir den jetzigen Zustand des Königs mit dem in der 1. und 2. Strophe! Die einzige Hoffnung ist nicht erfüllt, der König ist verhöhnt von seinem Feinde, verlassen von seinen Freunden, sein Unglück ist gesteigert (II). — In welchen Worten spricht sich das höchste Unglück des Königs aus? Bin ich denn ganz allein? — Auf welchem Worte liegt der Ton? Auf ganz. — Was ist die Folge dieses Schmerzensschreies? Der junge Sohn bittet den Vater, kämpfen zu dürfen. — Weshalb ist der Sohn nicht früher vorgetreten? Er war zu jung (und zu bescheiden). — Weshalb tritt er jetzt vor? Er sieht seinen Vater in höchster Not. — Welchen Wunsch entfacht dieser Zustand im Herzen des Sohnes? Er will seinem Vater helfen. — Aus welchem Gefühl geht dieser Wunsch hervor? Aus dem Gefühl der Liebe zum Vater (und zur Schwester). — Was folgt auf die Bitte? Die Abwehr. — Doch bleibt der Vater dabei? Nein. — Wodurch wird er umgestimmt? Er hält die Hand des Sohnes in der seinigen. — Mit welchen Worten leitet der Dichter zum Entschluß des Vaters über? „Und doch.“ — Was folgt auf die Abwehr? Die Einwilligung. — Wie sieht es jetzt in dem blinden König aus? Würde er sein Letztes hingeben haben, wenn gar keine Aussicht auf Erfolg da wäre? Nein, der König hofft (III). — Welche Frage legen wir uns jetzt vor? Wird die Hoffnung erfüllt? — Welche Worte schildern den Kampf? Str. 6, B. 5—8. Mit welchen Worten deutet der Dichter den Ausgang an? „Und dumpfer Widerhall“ (das Niederfallen des erschlagenen Riesen). — Die volle Gewißheit, daß die Hoffnung erfüllt ist (IV), erhalten wir aber erst wodurch? Durch den Bericht der Wächter. — Hier schreitet die Handlung nicht fort. Der Dichter benutzt eine ganze Strophe, um uns die Befreiung aus dem Unglücke durch die Erfüllung der Hoffnung zu melden. — Was geschieht hierauf? Sohn und Tochter kehren zurück. — In welchem Zustande befindet sich der König jetzt? Er ist glücklich (V).

Die Rückkehr ist doch selbstverständlich. Weshalb fragt der König noch in der 8. Strophe? — Das Glück ist so groß, daß er es nicht fassen kann. Sehen wir zu, worin das Glück des Königs besteht.

Was war das Höchste, das wir in seinem Unglück für ihn hoffen durften? Die Befreiung der Tochter. — In welchen Zustand hofften wir ihn im günstigsten Falle zurückversezt zu sehen? In den, in dem er sich vor dem Raube der Tochter befand. — Welches war damals sein Glück? „Ihr Harfenspiel, ihr Lied so süß.“ — Hat er dieses Glück wieder erlangt? Ja. — Mit welchen Worten spricht er es selbst aus? „Nun wird mein Alter wonnig sein.“ — Wodurch wird es wonnig?

„Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang.“

Aber der König fügt noch etwas hinzu:

„Und ehrenvoll mein Grab.“

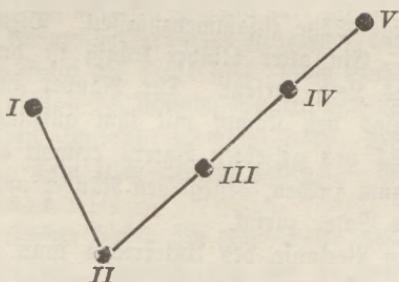
Wodurch wird das Grab ehrenvoll? Durch die Heldenthat des Sohnes. — Mit welchen Worten spricht es der König aus?

„Du legst mir, Sohn, zur Seite,
Das Schwert von gutem Klang.“

Vor dem Raube war das Alter des Königs wonnig. Wie ist es jetzt? Wonnig und ehrenvoll. — Woher kommt dieses größere Glück? Die Tochter ist nicht nur befreit, sondern sie ist befreit durch ihren jugendlichen Bruder. — Was ging der Heldenthat vorher? Die Bitte des Sohnes. — Wodurch wurde der Sohn zu dieser Bitte veranlaßt? Durch das höchste Unglück des Vaters. — Wodurch wurde es nur möglich, daß der Sohn in so jugendlichem Alter eine solche That wagte? Durch das große Unglück des geliebten Vaters. — Worauf ist das größere Glück, das die Folge der Heldenthat war, zuletzt zurückzuführen? Auf das große Unglück des Königs.

Der blinde König ist also nicht nur, wie wir zuerst sagten, von seinem Unglück befreit worden, sondern er ist infolge davon noch glücklicher geworden, als er vorher war. Das Hauptereignis ist nicht nur eine Befreiung von dem Unglücke, sondern eine Beglückung durch Unglück.

Es folgt nun ein Rückblick über das Gewonnene unter scharfer Hervorhebung der Hauptpunkte, wobei man vor den Augen der Schüler folgende Figur entstehen lassen kann:



Wer kennt ähnliche Geschichten, in denen das Unglück die Quelle des Glückes wird? In vielen Lesebüchern steht z. B. Der Regen von Christoph von Schmid.

Welcher Spruch drückt die darin enthaltene Wahrheit aus?

„Was Gott schickt, das ist wohl gemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint.“

Diese Überschrift könnten wir unserem Gedichte geben.

Von dieser Überschrift aus kann nun eine Wiederholung des Inhaltes vorgenommen werden, welche zum Ziele hat, die Wahrheit des Spruches an unserem Gedichte zu erweisen.

Die gewonnenen Hauptteile werden sodann nach den Strophen abgegrenzt, im einzelnen betrachtet und in Unterabteilungen zerlegt. Dabei würde sich folgende Gliederung ergeben:

I. Das Unglück des blinden Königs.

- a) Der König und seine Wächter (Str. 1).
- b) Die Aufforderung des Königs (Str. 2).

II. Steigerung des Unglücks.

- a) Der Hohn des Räubers (Str. 3).
- b) Die Mutlosigkeit der Fechter (Str. 4, 1—4).

III. Hoffnungsstrahl.

- a) Bitte des Sohnes (Str. 4, 5—8).
- b) Einwilligung des Vaters (Str. 5).

IV. Erfüllung der Hoffnung.

- a) Überfahrt (Str. 6, 1—4).
- b) Kampf und Sieg (Str. 6, 5—8).
- c) Meldung des Sieges (Str. 7).

V. Glück des Königs.

- a) Die Rückkehr (Str. 8).
- b) Der Willkommengruß (Str. 9).

Schließlich können die Schüler angeleitet werden, den Inhalt des Gedichtes in wenige Sätze zusammenzufassen. Dies könnte in folgender Gestalt geschehen: Ein alter blinder König ist durch den Raub seiner Tochter in tiefstes Leid versetzt. Der Räuber ist so stark, daß kein Wächter des Königs den Kampf mit ihm aufzunehmen wagt. Durch das höchste Unglück des gesiebten Vaters erstarkt aber sein jugendlicher Sohn frühzeitig zum Helden, besiegt den Räuber und führt die Gefangene zu dem beglückten Vater zurück.

Im weiteren Verlaufe des Unterrichts kann auf die Ähnlichkeiten im Aufbau der verschiedenen Gedichte hingewiesen werden. Wird z. B. das Glück von Edenhall besprochen, so findet der Schüler leicht, daß wie dort die Heldenthat des Königsohnes, hier die Frevelthat des Lords im Mittelpunkte steht. Er findet auch selbst den Unterschied: Durch die That des Königsohnes wird das Unglück eines anderen in Glück verwandelt, im Glück von Edenhall dreht sich das Interesse um eine Person, die Folgen der Frevelthat fallen auf den Thäter.

Daraus ergiebt sich von selbst die „Vergegenwärtigung der Kernpunkte womöglich von einem etwas höheren Standpunkte aus und im Vergleich oder in der Zusammenfassung mit anderen verwandten Gedichten“, welche Schnippel¹⁾ für die Wiederholung im letzten Vierteljahr fordert.

Die Präposition entlang mit dem Dativ.

Von Franz Brankl in Wien.

Zu den Präpositionen, über deren Stellung und Rektion so verschiedenerlei und mitunter ganz entgegengesetzte Meinungen obwalten, gehört unstreitig das Verhältniswort entlang. Am häufigsten wird entlang mit dem Accusativ, am seltensten mit dem Genitiv gefügt, wiewohl gerade für diesen Kasus in einer ganzen Reihe von Sprachbüchern, am entschiedensten aber in Dr. Theodor Gelbes deutscher Sprachlehre für höhere Anstalten S. 155, mit Nachdruck in die Schranken getreten wird. Freilich ist dabei der Umstand recht auffällig, daß die Grammatiker kein anderes Beispiel aus dem großen Litteraturschäze zur Veranschaulichung heranziehen, als den bekannten Satz aus der Braut von Messina des Waldgebirgs entlang jagen. Und wenn auch irgendwo noch ein zweiter oder dritter Beleg angeführt wird, so steht bei diesen letzteren gewiß nicht dabei, woher sie entlehnt worden sind. Die Fügung mit dem Dativ aber wird in den Sprachbüchern häufig ganz übergangen, oder als unrichtig und tadelhaft abgewiesen. K. A. J. Hoffmann meint der Dativ stände seltener als die übrigen Endungen. Das trifft wohl bei dem Accusativ aber nicht bei dem Genitiv zu. Friedrich Bauer bezeichnet in den Grundzügen der neuhochdeutschen Grammatik die Verbindung dieses Vorwortes mit dem Dativ als nicht gut. Nach Koch (Gramm. S. 264) hätte sich der Dativ bloß bei Angabe des ruhigen Wo eingedrängt, eine Ansicht, die durch den Umstand widerlegt wird, daß man gerade gern spricht und schreibt: Dem Ufer entlang gehen, — laufen, — fahren, — reiten, — schiffen u. ä.

Unsere Wörterbücher bieten für den Dativ auch wenige Beispiele. Wenigs Handwörterbuch, welches von Dr. L. Kellner neu bearbeitet ist, bringt S. 230 für den Dativ gar keinen Beleg bei; deshalb war ich seit einiger Zeit bei der Lektüre stets aufmerksam und achtete auf jene Fälle, welche bei der Präposition entlang den Dativ zeigen. Hier sind sie:

1) A. a. D. S. 5.

A. Entlang mit voraufgehendem Dativ.

Hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang. (Heine, II. 249.)

Häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang. (Ders. II. 408.) Diese Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eisenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seineufer, die andere dem linken Ufer entlang nach Versailles führen. (Ders. IX. 84.)

Die Theater des Boulevards, welche dem Boulevard du Temple entlang in immer absteigendem Werte sich aufgestellt haben. (Ders. XI. 229.)

Ich wandelte lange den Pfeilern entlang. (Ders. XVII. 22.)

Dann ging's dem Thal entlang im muntern Trab. (Kerschbaumer. Coloman v. Hauseck S. 61.)

Den Säulen entlang zogen sich niedrige mit Pardelfell überzogene Polster. (G. Ebers, ägyptische Königstochter. I. S. 14.)

Die Straße führte dem Euphrate entlang durch üppige Weizen-, Gersten- und Sesamfelder. (Das. II. 2.)

Dem Strom entlang. (Das. II. 18.)

Dem Meere entlang. (Ders. der Kaiser II. 31.)

Wir gingen dem Grat entlang. (P. K. Rosegger. Die Schriften des Waldschulmeisters, S. 299, 332.)

Dem Gangsteig entlang geht ein Mann. (v. Leoprechting. Aus dem Lechrain, S. 120.)

Doch wer mühenden Gangs in der Vorstadt Felix Augustus Neben Palästen daher und den laubigen Gärten entlang ging. (Frd. Gregorovius. Euphorion, S. 74.)

Wir dampften vierundzwanzig Stunden ihr (der Insel Island) entlang. (Max Nordau. Vom Kremel zur Alhambra I. S. 288.)¹⁾

Den Ufern des Orontes entlang reiste ich über Emesa, Damaskus, Bosra und Philadelphia und bin glücklich hier. (In der Überzeichnung von Ben Hur, Kap. 1.)

Ich wanderte dem Ganges entlang. (Ebenda.)

Den Seiten des Schiffes entlang zog sich ein starkes Gesimse. (Ebenda, Kap. 9.)

Sie gelangten an den Fluß und folgten seinem Laufe den Windungen des Weges entlang bald in Thäler, bald über steile Erhöhungen. (Ebenda, Kap. 16.)

1) Sonst hat dieser Schriftsteller entlang immer mit dem Accusativ gefügt und II. Bd. S. 16 steht einmal dieses Verhältniswort abverbial.

Die die ganze Tüsel dem Uferrand entlang umschließende Mauer war eine Wehr. (Ebenda, Kap. 18.)

Den Wänden entlang lief ein Divan aus indischer Seide und Kaschmirwolle. (Ebenda, Kap. 18.)

Als sie aus dem Hohlwege hervortrat, der sich dem Berge Gilead entlang zieht. (Ebenda, Kap. 34.)

Dem Wildenberger See entlang ... wandelt eine alte Matrone. (Edm. Felsthal. Des deutschen Volkes Sagenschatz, S. 75.)

Einem großen Fluss entlang kam er in einen Landstrich, wo er ein völlig schwarzes Volk traf. (A. F. Graf v. Schack, Pandora, S. 401.)

Wandern immer fort, tosendem Strom entlang! (Edw. Samhaber. Lyrische Dichtungen, S. 55.)

Dem Strande entlang dehnt sich ein Wald aus mit Buchen und Eichen. (H. C. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder, 7. Abend.)

Während Brink nach Süden ... zuschritt, war Peher dem Strande entlang gewandert — dem Strande entlang geschritten. (Frd. Böhrer. Der östr. Robinson, S. 48, 73.)

Wir folgten dem Weg dem Ufer entlang. (Zum Meer. Helene Stökl, S. 172.)

Mürrisch trabte also Hayradin die beschwerlichen Wege dem Flusse entlang. (In den Ritterburgen und unter fahrenden Leuten. A. Groner, S. 24.)

Bei diesem Schriftsteller, der allerdings nicht zu den mustergültigen gehört, sieht man deutlich, wie schwankend der Gebrauch dieses Verhältniswortes zwischen Dativ und Accusativ ist, denn gleich eine Zeile unterhalb des letztangezogenen Beleges liest man: Geräuschlos glitt er den Waldweg entlang.

B. Entlang mit nachfolgendem Dativ.

Geräumige Ställe ziehen entlang dem Platz. (Merlin, Immermann, Vorspiel, B. 160.)

Wir gingen mit dem sichern Führer oben
Entlang dem Ufer von der roten Flut,
Wo die Verbrühten laut Geschrei erhoben.
(Hoffinger's Übers. v. Dantes göttl. Komödie. I. 12. Ges. 100.)

... statt entlang dem Tscherna-Thal zu manövrieren. (Deutsche Rundschau VII, 196.)

Er schritt pfeifend, leise pfeifend vor und rundum im Gemach entlang den Bildern, Raritäten und Bücherschränken. (Wilh. Raabe. Im alten Eisen, S. 112.)

Was lehren diese Beispiele?

1. In der Prosa wie in der Poesie, bei Schriftstellern ersten wie dritten Ranges begegnet das Verhältniswort entlang auch mit dem Dativ gefügt.
2. Entlang kann diesem Kasus vorausgehen oder nachfolgen; der erstere Sprachgebrauch hat weitere Verbreitung gefunden als der andere.
3. Wiewohl nicht wenige Grammatiker die Dativ-Fügung bei diesem Verhältniswort ganz unbeachtet lassen, oder sie gar als nicht gut und fehlerhaft bezeichnen, so neigt der Sprachgebrauch der Verbindung mit dem Dativ viel mehr zu als der mit dem Genitiv.
4. Meiner Meinung nach beruht die Behauptung, daß entlang am häufigsten mit dem Genitiv stände, auf bloßer Einbildung. Wie schön wäre es, wenn der eine oder andere Grammatiker, der so für den Genitiv schwärmt, in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift eine Reihe von Belegen zusammenstellte, die zeigten, daß nicht die Dativ-, sondern die Genitiv-Fügung diejenige ist, welche sich den größten Umfang erworben hat. Solange aber das nicht geschieht, müssen wir lehren: Entlang regiert den Accusativ und den Dativ, selten trifft man diese Präposition in Verbindung mit dem Genitiv an.

Zwei Aussakthemata aus „Emilia Galotti“.

Von H. Kamp in Linden (Hannover).

I.

Läßt Emilia Galotti in Lessings gleichnamigem Drama eine tragische Schuld auf sich? — Welche?

Einleitung. Aristoteles sagt in Kapitel 13 seiner Poetik: „Man muß keine ganz guten Helden (εὐεμεῖς ἄνδρας) ins Unglück geraten lassen, denn das ist nicht furcht- oder mitleiderregend, sondern gräßlich (οὐ γὰς φοβερὸν οὐδὲ ἐλεεινὸν τοῦτο ἀλλὰ μαρτύριον εῖτιν). Zu diesem Grundsatz bekennt sich Lessing sehr lebhaft in St. 82 seiner Hamburger Dramaturgie: „Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken soweit von sich zu entfernen gesucht als möglich und wir wollten ihn nähren? Wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? Wir? Die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er ebenso unrichtig als gotteslästerlich ist?“ So schrieb Lessing am 12. Februar 1768; es ist

danach durchaus unwahrscheinlich, daß er in „Emilia Galotti“, in der Tragödie, deren Entwurf er in eben jener Hamburger Zeit von neuem überarbeitete, und die er einige Jahre nachher, 1772, vollendete, die Heldenin ohne alle Schuld untergehen läßt. Aber nichts destoweniger ist es in ein gewisses Dunkel gehüllt, worin Lessing die tragische Schuld seiner Emilia eigentlich sieht.

Abhandlung. Läßt Emilia eine tragische Schuld auf sich

A. dadurch, daß sie die Begegnung des Prinzen mit ihr in der Messe bei den Dominikanern ihrem Verlobten verschweigt?

I. Positiv.

1. Dieses Verschweigen ist unfraglich ein Vergehen:

- a) An sich: Der Prinz hat mit der versuchten Annäherung an sie nicht bloß eine strafwürdige Zumutung an sie gestellt; er hat damit auch eingegriffen in das sittliche Rechtsverhältnis Appianis zu ihr, und darum war sie diesen eine umgehende Mitteilung darüber schuldig.
- b) Auch nach der ersten unmittelbaren Empfindung Emalias: „Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen“ ... „Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.“ (II, 6).

2. Es schafft auch die äußere Möglichkeit der Ermordung Appianis. Weil Appiani von jener Annäherung des Prinzen an Emilia nichts erfahren hat,

- a) durchschaut er das ihm von Marinelli in des Prinzen Namen gestellte Ansinnen, sofort nach Massa zu gehen, nicht und versieht er sich zu Marinelli eines unmittelbar folgenden weiteren Anschlages nicht,
- b) macht er also auch die Fahrt an Dosalo vorüber ohne genügende Deckung, sodaß der Übersall auf ihn gelingen konnte.

II. Negativ. Aber es ist durchaus unwahrscheinlich, daß der Dichter selbst darin die tragische Schuld Emalias sieht:

1. Kein Wort im ganzen Stücke deutet darauf hin. Emalias „Und warum er tot ist“ (V, 7) heißtt nach dem Zusammenhange nicht „weil ich die Begegnung verschwiegen“, sondern will wohl besagen „weil der Prinz in Liebe zu mir entbrannt ist.“
2. Dem widerspricht geradezu Emalias Selbstbekenntnis in V, 7, nach welchem sie sterben will,
 - a) nicht, weil sie nicht mehr leben kann, nachdem sie selber, wenn auch unfreiwillig, die Ursache von Appianis Tod geworden ist,

- b) sondern weil sie sich gegen die ihr drohende Versführung durch den Prinzen nicht stark genug fühlt.
3. Unhaltbar ist die Auffassung, diese Worte Emilias seien nicht ernst gemeint, sie wolle mit denselben den Vater nur an der richtigen Stelle, an seinem reizbaren Ehrgefühle fassen, um ihm den Dolch in die Hand zu drücken:
- a) *Negativ.* Diese Auffassung wird freilich nicht entscheidend widerlegt durch den Einwand, daß Emilia dann mit einer Lüge aus der Welt ginge. Es ist eine durch nichts erweisbare Voraussetzung, daß Lessing eine tragische Heldenin nicht mit einer ihre weibliche Sittlichkeit rettenden Lüge aus der Welt scheiden lassen könne.
 - b) *Positiv.* Aber entscheidend spricht dagegen:
 - α) In der ganzen Scene deutet keine Silbe, keine Wendung darauf hin, jene Worte Emilias seien anders gemeint, als sie lauten. Und ohne zwingenden Grund darf man doch kein Wort anders verstehen, als es lautet.
 - β) Dazu kommt, daß jene Worte Emilias mit ihrer Hast, ihrer sieberhaften Erregung durchaus den Charakter völiger Wahrheit an sich tragen; der zitternde Affekt, mit dem sie gesprochen werden, würde sehr wenig zu einer die wahre Absicht verdeckenden Heuchelrede stimmen.

Busak. Jenes Verschweigen ist hinlänglich begründet in dem Charakter der bescheidenen, pietätvoll gehorsamen Tochter, die auch ihr feinsühligeres sittliches Urteil dem gebietenden Willen der altklugen, oberflächlichen, an die Befolgung ihrer vermeintlich sehr weisen, welt erfahrenen Ratschläge gewöhnten Mutter unterordnet: „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Thirigen.“ Diese für die Fortführung der dramatischen Handlung erforderliche Unterordnung ihres Willens unter den der Mutter dient demnach im Sinne des Dichters dazu, sie zu charakterisieren, nicht dazu, sie schuldig werden zu lassen.

B. Oder dadurch, daß sie sich von dem bestreitenden Wesen des ihr nachstellenden Prinzen innerlich bewegen, anziehen, bezaubern, gefangen nehmen läßt?

Eine solche Zuneigung verrät sich nirgends im ganzen Stücke bis V, 6 eingeschlossen:

I. Nicht direkt:

1. Weder in des Prinzen Gespräche mit ihr in der Messe noch in ihrem darauf folgenden Gespräche mit der Mutter (II, 6):
 - a) Wohl hat sie dem Prinzen nach dem ersten Blicke, mit dem sie ihn erkannte, nicht mit einem zweiten „Blicke

alle die Verachtung" gezeigt, die er für sein verbrecherisches Liebesgeständnis „verdiente“, aber sie hat nur nicht das „Herz“ dazu gehabt. Die Überraschung ist für sie zu groß, zu peinlich und darum zu verwirrend und zu lähmend gewesen.

- b) In der „Halle“ von ihm noch an der Hand ergriffen, hat sie ihm stand gehalten, jedoch nach ihrem eigenen Geständnis nur aus Scham, um die Vorbeigehenden nicht aufmerksam zu machen; „das war die einzige Überlegung“, deren sie fähig war — oder deren sie sich nachher noch erinnern kann.
- c) Als sie die Liebe stammelnden Worte hinter ihrem Rücken vernimmt, ist sie weit entfernt, in dem Flüstern den Prinzen zu vermuten, was doch nahe gelegen hätte, wenn dieser neben ihrem Verlobten in ihren Herzensempfindungen eine Rolle spielte; vielmehr, als sie sich umwandte und ihn erblickte, glaubte sie „in die Erde zu sinken“.
- d) Sie benennt vor der Mutter den Prinzen zuerst nicht mit Namen, sondern gleich mit „ihu selbst“, aber sie braucht damit keine vertrauliche Herzensbeziehung zu ihm zu verraten, sondern diese Wendung kann ihr von einer natürlichen Scheu eingegeben sein, den Namen der höchsten Person in Guastalla, die sich noch jüngst in einer Begghia so gnädig gegen sie bezeigte, und von der sie selbstverständlich mit ihrer Mutter des öfteren gesprochen hatte, in einem Saße, in einem Atem mit einer so frevelhaften Handlung zu nennen.
- e) Wohl klagt sie: Dem Himmel ist „sündigen wollen auch sündigen“, aber sie versteht das doch nur so, daß „fremdes Laster“ sie „wider“ ihren „Willen“ habe zur „Mitschuldigen machen“ können, d. h. daß sie wider ihren Willen Anlaß für das lasterhafte Thun des Prinzen geworden sei.
- f) Sie selber fühlt sich vollkommen schuldlos:
 - α) Ihr wäre es recht, wenn auch ihr strenger Vater, dessen zufällige Abwesenheit ihre Mutter als ein Glück preist, ihren Bericht gehört hätte: „Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir Strafbares finden können?“

- β) Auch die Bereitwilligkeit, mit der sie ihrem Verlobten alles gestehen will, beweist, daß sie sich von jeglicher Schuld frei fühlt.

Zusatz: Dreimal erwähnt der Prinz selber des Vorganges in der Messe; seine Worte bestätigen die schuldlose Haltung Emilia's dabei. Um Marinelli zu höhnen, röhmt er zwar III, 1, sie sei seinem „Verlangen — mehr als halbes Weges“ entgegengekommen, er „hätte sie nur gleich mitnehmen dürfen“, aber III, 3 bekennt er ihm der Wahrheit gemäß, voller Besorgnis um die Zukunft: Von der Kunst, zu gefallen, habe ich „schon heul' einen zu schlechten Versuch gemacht. Mit allen Schmeichelen und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da, wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurteil hörte. Ihre Angst steckte mich an, ich zitterte mit und schloß mit einer Bitte um Vergebung.“ Und zu Emilia selbst sagt er III, 5: „Ich hätte Sie mit keinem Geständnis beunruhigen sollen, von dem ich keinen Vorteil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die sprachlose Bestürzung, mit der Sie es anhörten oder vielmehr nicht anhörten, genugsam bestraft.“

2. Auch nicht in der Wiederbegegnung mit dem Prinzen (III, 5):

- a) Angstvoll und bebend („Beben Sie nicht, mein Fräulein —“) steht sie vor ihm, voll tiefen Misstrauens gegen ihn. Der Prinz: „Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hegen?“
- b) Wohl folgt sie ihm ins Gemach nach dem für das Ohr des Zuschauers zweideutigen Worte „Und nun kommen Sie, mein Fräulein — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warteln, die Sie mehr billigen,“ aber
- α) sie muß nach den vorausgegangenen Beteuerungen des Prinzen dieses Wort so verstehen, daß die Entzückung des Wiedersehens von Mutter und Bräutigam ihrer harre;
- β) und auch so noch läßt sie sich von ihm „nicht ohne Sträuben“ abführen, weil immer noch voller Furcht und Misstrauen;
- γ) und als sie vollends aus dem Fernbleiben Appianis auf dessen Tod schließen muß, da wird aus der „Furchtsamsten“ die „Entschlossenste“ ihres Geschlechts. „Sie hält den Prinzen“, berichtet Claudia darüber an ihren Gatten (IV, 8), „in einer Entfernung — sie spricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.“

II. Auch nicht indirekt, in einer gewissen Kühle ihres Verhältnisses zu Appiani:

1. Appiani ist ein edler, ritterlicher, gereifster Charakter, ein ruhiger, aber tief empfindender Mann; er erscheint in den wenigen Scenen, in denen er auf die Bühne kommt, umflost von „tieffinniger“ Melancholie, aber diese hat eine zufällige, vorübergehende Ursache. („Aber, es ist wahr; ich bin heut' ungewöhnlich trübe und finster.“ „Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich —.“ „Meine Freunde verlangen schlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heirat ein Wort sagen soll, ehe ich sie vollziehe . . . Und ich bin schwach genug gewesen, es ihnen zu versprechen.“) Nichts bezeugt zu der Annahme, daß es ihm auch sonst an der lichten Heiterkeit fehle, die ein junges, lebhaftes Frauenherz verlangt, wenn es sich angezogen fühlen soll. Im Gegenteil, Emilias scherzende Frage „So feierlich? so ernsthaft? — Ist dieser Tag keiner freudigern Aufwallung wert?“ (II, 7) bezeugt, daß sie weniger Feierlichkeit, weniger Ernsthaftigkeit erwartet hat. Er hat in seiner Liebe volle „Glückseligkeit“, blickt mit der „zärtlichsten Bewunderung“ auf Emilias „frommen“, aber von allem Frömmigkeitsstolze freien Sinn; sein Auge ist so von ihr hingenommen, daß er „auf ihren Busz“ nicht achten mag, wenn er sie sieht. Aber dennoch ist ihm ihre äußere Erscheinung nicht gleichgültig: Er sieht sie in Gedanken stets so, wie er sie zum ersten Mal sah und liebte, das Kleid fliegend und frei, die Locken wie die Natur sie schläng, das Haar ungepudert, in seinem natürlichen braunen Glanze, mit einer Rose darin (II, 7).
2. Auch auf Emilias Seite deutet nichts darauf hin, daß es ihrer bräutlichen Empfindung an dem natürlichen Feuer fehle. Sie nennt ihren Verlobten „mein guter Appiani“ (II, 6), „Herr Graf“, „mein lieber Graf“ (II, 7). Aber muß ihre Liebe kühl sein, weil sie mit Ehrerbietigkeit und sittlicher Wert schätzung gepaart ist? Sie „springt“ ihrem Grafen entgegen („Hui! daß er da selbst kommt! Es ist sein Gang“); sie ist einem Geschmeide, von dem ihr dreimal böse geträumt hat, nur deswegen noch nicht gram, weil es von ihm stammt; sie hat sich sinnig „ausgedacht“, sich an ihrem Ehrentage zu kleiden, wie sie gekleidet war, als sie ihm „zuerst gefiel“, und es ist ihr eine helle Freude, aus seinem Munde zu vernehmen, wie gern und wie genau auch er dessen gedenkt.

3. Weder er noch sie machen von ihren Empfindungen viel Redens; aber müssen sie kühl sein, weil sie sich der Überschwelligkeit in Worten enthalten? Auch nach dem Tode des Grafen erhebt Emilia kein lautes Jammergeschrei, sie ist ruhig, auf-fallend ruhig; aber warum? Weil sie weiß, „daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig sein müssen.“ (V, 7).

Weder direkt noch indirekt deutet also in dem ganzen Stücke bis V, 6 irgend etwas darauf hin, daß Emilia von dem bestrickenden Wesen des ihr nachstellenden Prinzen innerlich berührt, angezogen, bezaubert, gefangen genommen sei.

C. Dadurch, daß sie sich gegen die Verführungs-künste des Prinzen für die Dauer widerstandslos fühlt (V, 7)?

I. Sie offenbart V, 7, was wir nach ihrer bisherigen Haltung im Stücke aus keinem Anzeichen argwöhnen könnten, daß nach jener Begegnung mit dem Prinzen in dem Hause der Grimaldi, von welcher Claudia II, 4 ihrem Gatten berichtet hat, sich ein Tunult in ihrer Seele erhoben habe, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen hätten befänstigen können.

II. Und sie gesteht, was uns beim Hinblick auf ihre Frömmigkeit, auf die bis dahin hervorgetretene Reinheit ihres ganzen Wesens, auf den gänzlichen Mangel unzweideutiger Anzeichen von Neigung zu dem Prinzen schier unglaublich dünnen will, daß sie sich zu schwach fühle, der Verführung des Mörders ihres Gatten für die Dauer zu widerstehen: „Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut.“

III. Aus diesem, nur aus diesem Grunde will sie sterben: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten und sind Heilige. Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.“ Als er ihr denselben gegeben und wieder entrissen hat: „Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekommt die Nase zu fassen) Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehörst nicht in das Haar einer, — wie mein Vater will, daß ich werden soll!“ . . . „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter giebt es keine mehr!“

IV. Und aus diesem Grunde stirbt sie, aus diesem Grunde ersticht sie ihr Vater: „Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht).“

Also ist die tragische Schuld Emilias, welche ihre Katastrophe herbeiführt, eben diese von ihr selbst gefühlte und bekannte Widerstandslösigkeit gegen die Künste der Verführung. Das natürliche Mittelglied zwischen diesem ihrem Schwächegefühle und ihrem Tode ist ihr eigener Wunsch zu sterben, dem der Vater willfahrt; so ist ihr Tod die natürliche Folge ihres schuldbegründenden Schwächegefühls; und das ist es, was Lessing am Schlusse des 82. Stücks der Hamburger Dramaturgie von der Katastrophe verlangt, daß sie nämlich die „natürliche Folge“ eines Fehlers sei.

Zusatz. Ist die vorgetragene Auffassung richtig, so ist

1. das Bedenken des M. Claudius am Platze: „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an eine Verführung durch einen anderen Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nacht durch'n Heer der wollüstigen Teufel gehen können, und keiner hätt' es wagen sollen, mich anzurühren;“
2. der Tadel Goethes, daß die Liebe Emilias zum Prinzen nirgends „ausgesprochen“ sei, sondern nur „subintelligiert“ werde, in verstärktem Maße berechtigt. Goethe fand eine solche Liebe Emilias doch wenigstens noch angedeutet, nämlich „in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt“; er vermißte bloß die deutlichere Herausarbeitung derselben. Um wieviel mehr wird man die Einheit im Charakter der Emilia beanstanden müssen, wenn man von Liebe oder Zuneigung zu dem Prinzen in dem ganzen Stücke bis V, 6 überhaupt nicht das mindeste unzweideutige Anzeichen bei ihr finden kann!

Schluß. Diese Schwäche in der Charakterzeichnung steht bei Lessing einzig da. In folgerichtiger Charakteristik offenbart sich sonst seine beste poetische Kraft. Woher diese Ausnahme? Als Lessing den Plan zur Emilia Galotti gefaßt hatte, schrieb er (1757), er habe die Geschichte der römischen Virginia von alle dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant mache; er habe geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, umgebracht wird, für sich tragisch genug und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folge. Und 1772, bei der endlichen Vollendung des Planes, erklärte er, das Stück solle weiter nichts sein als die alte römische Geschichte der Virginia in einer „modernen Einkleidung“. Er versezt

dieselbe aus den sozialen Verhältnissen des alten Rom in die der modernen Zeit, der Zeit Ludwigs XIV., um in dieser seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten. Gemäß der Macht des römischen Herrn über die Sklavin steht der Virginia bevor, Gewalt zu erleiden; vor dieser Gewaltthat rettet sie der Vater, indem er sie wie ein schuldloses Opferlamm hinschlachtet. Den veränderten sozialen Verhältnissen entsprechend ist der Emilia gegenüber von Gewalt nicht im entferntesten die Rede; war aber jegliche Gewalt, jeglicher Zwang ausgeschlossen, so mußte die Ursache von Emilias Tod nicht außer ihr, wie bei der Virginia, sondern in ihr gesucht werden, d. h. sie mußte schuldig werden. Und so konnte auch allein die tragische Katastrophe aus ihrem Charakter abgeleitet werden, wie es Lessings Grundsatz gemäß war.

Die politischen Folgen jener Schandthat in der römischen Geschichte, den Umsturz der ganzen Staatsverfassung, die Revolution, hat er fallen lassen, aber die in der Geschichte der Virginia liegende, zum Himmel schreiende Anklage gegen die regierenden Kreise hat er aufrecht erhalten, hat er mit vollem Bewußtsein wiederholen wollen. Sollte diese Anklage aber ihre volle vernichtende Wucht behalten, so mußte Emilia von sträflicher Neigung zu dem Prinzen frei, also unschuldig bleiben: So aber konnte die tragische Katastrophe nicht aus ihrem Charakter abgeleitet werden.

Der Dichter stand demnach bei der Gestaltung von Emilias Charakter zwischen zwei unabsehbaren und sich doch gegenseitig ausschließenden Forderungen, zwischen Scylla und Charybdis. Er genügte der einen Forderung, indem er Emilia während der gesamten dramatischen Handlung bis V, 6 nicht die geringste Zuneigung zum Prinzen verraten läßt: so schliff er die Spitze der Anklage gegen diesen zu schneidiger Schärfe; er genügte der anderen, indem er am Ende, zu allerlezt, in die Brust der Emilia die sie sieberhaft erregende Furcht vor künftiger Verführung, also ein schuldbegründendes Schwächegefühl legt, dessen Tristigkeit, die aus der dramatischen Handlung selber bis dahin nicht erhellt, er uns dadurch glaubhaft zu machen sucht, daß er Emilia bekennen läßt, sie habe schon vor der dramatischen Handlung eine erschreckende Probe von dieser ihrer Schwäche zu kosten gehabt: so legte er den Grund für die tragische Katastrophe in ihren Charakter. Demnach konnte es zu keiner vollen Einheit ihres Wesens kommen, die Linie ihres Charakters mußte eine gebrochene werden.

Das Widerwärtige in dem Eindrucke, den ihre letzten Worte auf uns machen, wird auf der Bühne fast verwischt durch den unmittelbar darauf folgenden freiwilligen, also sühnenden Tod.

II.

Welche Folgen für den Gang der Handlung in „Emilia Galotti“
hat des Prinzen Gang zur Messe bei den Dominikanern?

Einleitung. Goethes Urteil: „Emilia Galotti“ ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stücke nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist“. Goethes Empfindung, daß alles in dem Stücke mit dem Verstände gemacht sei, ist nicht in jeder Beziehung (Orsina, Appiani) richtig, aber zutreffend ist sie gewiß in bezug auf den Aufbau des Stücks. Lessings scharfer Verstand hat die Handlung sehr straff und einheitlich komponiert. Es ist des Prinzen Gang zur Messe bei den Dominikanern, der mit seinen Folgen den Verlauf derselben bestimmt.

Abhandlung.

A. Wie soll die Handlung nach Marinellis Plan verlaufen, bevor der Prinz Emilia in der Messe auffucht?

Die unmittelbar bevorstehende Verbindung Appianis mit Emilia soll, damit diese dem Prinzen vorbehalten bleibe, verhindert werden, und zwar so, daß niemand von dem Ränkespiel etwas ahne:

- I. Entweder durch sofortige Entsendung Appianis nach Massa,
- II. oder, im Falle seiner Weigerung, durch einen Überfall auf seinen Wagen, durch Entführung Emalias nach Dosalo, dem Lustschloß des Prinzen, und durch Ermordung Appianis, die Marinelli von Anfang an ins Auge gesetzt zu haben scheint (wann nämlich hat der Bandit Angelo bereits seinen Auftrag bekommen?).

B. Wie verläuft sie infolge des Ganges des Prinzen zur Messe?

- I. Zunächst scheint der ganze Plan Marinellis zu gelingen: Nach Appianis Weigerung, noch vor seiner Hochzeit nach Massa zu gehen, wird sein Wagen neben Dosalo überfallen, er selbst durch eine Kugel Angelos aus dem Wege geräumt und Emilia aufs Schloß gebracht, zum Prinzen; und dabei ist alles so angelegt, daß die Urheberschaft der verbrecherischen That nicht ans Licht kommen zu können scheint.
- II. Aber plötzlich greifen die Folgen des Ganges des Prinzen zur Messe entscheidend ein:

1. Unmittelbar: Das Geheimnis ist entdeckt:

- a) Die Begegnung des Prinzen mit Emilia in der Messe ist von den Kundschaftern der Gräfin Orsina beobachtet

und dieser gemeldet worden. Infolge dieser Meldung schließt Orsina mit Sicherheit auf die Urheberschaft jener verbrecherischen That: „Ganz natürlich. — Mit dieser Emilia Galotti, die hier bei ihm ist, — deren Bräutigam so über Hals über Kopf sich aus der Welt hat trollen müssen, — mit dieser Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bei den Dominikanern, ein Langes und Breites gesprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundschafter gesehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr gesprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reim'e, dächt' ich, doch noch so ziemlich zusammen, was zusammengehört“ (IV, 5).

- b) durch sie erfährt Odoardo davon: „Nun da: Buchstäbieren Sie es zusammen! — des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe; des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust-Lustschloß“. Odoardo: „Sprach sie in der Messe? Der Prinz meine Tochter?“ (IV, 7.)
- c) Nur weil Emilia vorher den verzehrenden Ausbruch der heißen Leidenschaft des Prinzen erlebt hat, vermag auch sie den Zusammenhang der Vorgänge zu durchschauen. Odoardo: „Weiß es Emilia, daß Appiani tot ist?“ Claudia: „Wissen kann sie es nicht. Aber ich fürchte, daß sie es argwohnt, weil er nicht erscheinet.“ (IV, 8.) — Odoardo: „Aber lasz doch hören: was nennst du, alles verloren? — Daß der Graf tot ist?“ Emilia: „Und, warum er tot ist! Warum!“ (V, 7).¹⁾

2. Mittelbar: Diese Entdeckung führt zum Tode der Emilia:

- a) Nun Emilia erkannt hat, daß Appiani als Opfer der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen zu ihr gefallen ist, durchzuckt sie mit fiebiger Erregung das klare Vor Gefühl, daß sie den sinnberauschenden Gelüsten des Prinzen für die Dauer nicht zu widerstehen vermag;²⁾ darum wünscht sie sich den Tod — zur Sicherung ihrer weiblichen Sittlichkeit: „Denn wenn der Graf tot ist, wenn er darum tot ist — darum! Was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!“

1) Zu II, 1, a—c: Orsina, Odoardo, Emilia führen die Handlung weiter, nicht Claudia; darum ist diese unter II, 1 nicht zu erwähnen.

2) Der Satz gibt keine volle psychologische Aufklärung, ganz in Übereinstimmung mit dem Stücke.

Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt ist nichts, Verführung ist die wahre Gewalt. . . . Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch" (V, 7.)

[oder nach anderer Auffassung:

- a. Es wird Emilia klar, daß sie selber Schuld trägt an dem Untergange ihres Verlobten, weil sie ihm das aufdringliche Liebesgeständnis des Prinzen in der Messe vorenthalten hat, infolge wovon jener, nichts Böses ahnend und gegen keinen Überfall gedeckt, an Dosalo vorüberschuf und den Tod fand; darum mag sie nicht mehr leben. — Oder:
 - a. In Erinnerung an die gewaltige Erregung, die der Prinz, wie einst in der Beggia im Hause des Kanzlers Grimaldi, so auch heute morgen in der Messe in ihrer Seele wachgerufen hat, fühlt Emilia deutlich eine Mitschuld an dem an Appiani begangenen Verbrechen: hat sie sich doch von dem Prinzen Empfindungen entlocken lassen, die der Braut eines anderen wahrlich nicht ziemten, und hat sie doch jenem nicht die Abfertigung zu teil werden lassen, die er verdiente; zur Sühne dieser Schuld ist sie entschlossen, zu sterben.]
 - b) Nur nach dem Einblick in die Absicht des Prinzen, welche dieser durch die Aufführung Emilias in der Messe verraten hat, konnte Odoardo durch die Worte seiner Tochter um deren Ehre so besorgt gemacht werden, daß er ihr den gewünschten Todesstoß gab. Emilia: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweiten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Vater giebt es keine mehr!“ Odoardo: „Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht)“ —
 - c) Auch der Dolch, mit dem er sie tötet, ist infolge jenes Ganges des Prinzen in seine Hand gekommen:
 - α) Weil Orsina von jenem Liebesgeständnis des Prinzen an Emilia erfahren hatte, kam sie nach Dosalo mit einem Dolche, um denselben gegen den Prinzen zu gebrauchen — nämlich für den Fall, daß sie diesen nicht für sich wiedergewinnen werde: „Ich bin nur ein Weib: aber so kam ich her! Fest entschlossen!“ (IV, 8).
 - β) Sie giebt den Dolch dem vergeblich in seinen „Schubfäden“ nach einer Waffe suchenden Odoardo: „Hal ich verstehel — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab'

einen mitgebracht. (Einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geschwind, eh uns jemand sieht . . . Mir wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit". Und Odoardo zückt ihn, statt auf den Prinzen, übereilster Weise auf die Tochter.

Schlufz. Er beraubt dadurch den Prinzen und seinen teuflischen Ratgeber gerade der Frucht ihrer Schandthat. Demnach ist der Ausgang des Stücks ganz und gar bedingt durch den Gang des Prinzen zur Messe bei den Dominikanern. An dessen Folgen scheitert Marinellis Plan; er war der „Schritt“, der „nicht in den Tanz gehörte“ (IV, 2).

Bum Kapitel: „Goethe ein großer Nehmer“
(Goethe und J. H. Merck).

Von R. Löbell in Darmstadt.

R. Hildebrand hat in dieser Zeitschrift (IV, 2) dem Ursprung des „Heidenrösleins“ nachgeforscht und die alte Ansicht, daß er im Volksgesange zu suchen sei, durch neue Gründe sicherstellen wollen, bald darauf auch (IV, 4) bei Goethes Gedichten „Zueignung“ und „An Schwager Kronos“ eine unmittelbare Anlehnung an bereits vorhandene Dichtungen nachgewiesen. Wir fürchten nicht, zu den Leuten gezählt zu werden, über welche sich neulich M. Carriere durch den schallhaften Beweis, daß Goethe seinen Faust Lessing gestohlen habe, mit ernstem Gesicht lustig mache, wenn wir Beiträge zu dem Thema „Goethe ein großer Nehmer“ für nützlich halten. Es wird dabei immer ins Auge springen, daß Goethe da, wo er für seinen dichterischen Bau einen schon handgerechten, leidlich behauenen Stein aus fremder Mauer brach, gleichzeitig immer auch der große Geber war, unter dessen Händen jener Stein Teil eines Palastes wurde.

Goethes Handlungsweise darf von keinem anderen Standpunkte aus als dem ästhetischen beurteilt werden; der moralische wäre höchst unrechtfertigt einem Dichter gegenüber, der nach Edermanns Bericht sich ausdrücklich zu dem Grundsatz bekennt: „Was da ist, das ist mein! und ob ich aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte.“ (Gespräche, Leipzig 1836 S. 191.) Dabei gedenkt er selbst einiger Anlehnungen an Fremdes in seinem Faust. Diese Worte des Dichters rüden das Thema

„Goethe ein großer Nehmer“ in ein ganz anderes Licht, und es kann sich jetzt nur darum handeln, die Werke, von denen er mehr als eine Unregung entnommen hat, vollständig zusammenzustellen, um aus der Beschaffenheit dieser anreizenden Stoffe und der Art ihrer Einverleibung und Assimilation vielleicht einiges für die Eigenart Goethes selbst und seine Stellung in der Literatur entnehmen zu können. Auch könnte wohl umgekehrt von Goethe aus hier und da ein neues Licht auf die von ihm benutzten Dichter fallen.

Merkwürdig scheint es auf alle Fälle, daß Goethe einige Züge in „Hermann und Dorothea“ einem Werke J. H. Mercks entnommen hat, eines Mannes, dessen kritische, absprechend verneinende, also vom Geben scheinbar weit entfernte Art gerade Goethe in sein Charakterbild hineingezeichnet hat. Dennoch ist die Anlehnung unverkennbar.

In „Hermann und Dorothea“ ist des jungen Helden Neigung zum Landbau, seine „Lust zu Pferden und Acker“ (II, 247) in seinem Wesen tief begründet. Er hat die Fohlen gekauft und daraus die herrlichen Hengste gezogen, besorgt sie selbst und vertraut sie niemand an (IV, 4—6); er weiß sie geschickt anzuschirren, vor den Wagen zu spannen und sie zu bändigen (I, 16. V, 132—143). Immer thätig, regt er sich im Hause und „besorgt still das Feld, so wie es die Stunden gebieten“ (I, 206; IV, 124; V, 20. 21). Als er einmal den Versuch macht, in einen Kreis zu treten, dessen oberflächliche Art mit seinem gediegenen Wesen unvereinbar ist, und zu diesem Zweck auch ein äußeres Zugeständnis in Kleidung und Haartracht macht, erkennt er bald, daß er etwas Unmögliches versucht hat (II, 198—238).

Die angeführten Charakterzüge, jenes Erlebnis im Kaufmannshause sind in Goethes Epos unentbehrlich. Das Vorbild dazu findet sich in Mercks novellistischer Skizze „Geschichte des Herrn Oheim“ (1778). Sie schildert, wie Herr Oheim die oft kleinlichen, aber aufreibenden, innerlich zersplitternden Geschäfte eines Ministers in der verschrobenen Welt eines Kleinstaates noch rechtzeitig aufgibt und als unabhängiger Landwirt durch seiner Hände Arbeit, durch die Rückkehr zur Natur zu einem wahren und innerlich befriedigenden Dasein kommt. Sein Sohn ist in diesen gesunden Verhältnissen aufgewachsen, er könnte gar nicht anders als beim Landbau sein Dasein führen; wohlerfahren in aller ländlichen Arbeit, greift er überall selbst mit an. Seine Pferde sind ihm ans Herz gewachsen. Es wird erzählt, wie er eines Abends spät vom Pferdetauft heimkommt und außer den Pferden auch ein Fohlen mitbringt, um ein tüchtiges Pferd daraus zu ziehen. Ehe er ins Haus tritt, legt er selbst Hand an, um für seine Tiere zu sorgen und dem Knechte zu zeigen, wie man für sie eine gute Streu macht. Daz der junge Oheim die Pferde ihm selten

anvertrauen wird, hören wir den Knecht selbst sagen (A. Stahr, *J. H. Mercks ausgewählte Schriften* S. 181. 182). Am anderen Morgen zieht er früh mit ihnen aufs Feld. Der Gast seines Vaters berichtet: „Raum war ich ans Fenster getreten, so ward ich des jungen Oheim gewahr, der an seinen Pferden zurecht machte, die Stränge bald verkürzte, bald verlängerte, bis sie an seinen Pfug paßten. Endlich schwang er sich auf eine seiner Stuten und zog mit langsamem Selbstzufriedenheit zum Thor hinaus“ (S. 186).

Man vergleiche damit die angezogenen Stellen in „Hermann und Dorothea“. Es kommt aber noch mehr dazu. Der Gast fragt ihn, ob er wohl das Herz hätte, auf diese Art sein Leben auf dem Lande hinzubringen. „Das ist ungefähr ebenso, als wenn Sie den Fisch fragten, ob er sein Leben im Wasser zuzubringen gedächte“, erwidert der junge Oheim und schildert ihm seine Erlebnisse bei einem Besuch im Hause seines Onkels, eines geheimen Hofrats in einer Residenz. Als er ankommt, sind alle auf dem Karnevalsball. Der Bette Regierungsassessor eilt auf die Nachricht im Maskenanzug nach Hause, embrassiert den Bette vom Lande mit einer sonderbaren Wärme, bewillkommt ihn mit vielen französischen Komplimenten, kann ihn aber nicht dazu bewegen, ihn zum Balle zurückzubegleiten und Connaisances zu machen. Der junge Oheim zieht die solide Nachtruhe vor, kann sie aber im fremden Hause doch nicht finden. Er kann den Tag kaum erwarten; als er endlich kommt, steht er auf und kleidet sich an. Sein zurückgestrichenes Haar ist bald in Ordnung, er pudert es aber diesmal, und als er sich im Spiegel erblickt, muß er lachen „über dies erste Opfer, das er dem Stadtwohlsstände bringt.“ Er lernt die Familie kennen, den Onkel, die zu jugendlich gekleidete Tante, zum Bette Regierungsassessor noch den Bette Lieutenant und zwei Cousinen. Man behandelt ihn mit jener höflich gezwungenen Freundlichkeit, man ist bemüht, wie jeder Höhere den Niederen, ihn à son aise zu sehen, führt deshalb nur landwirtschaftliche Gespräche, fragt ihn, ohne eine Antwort abzuwarten und schleicht um ihn herum, auszuspähen, ob er nichts von Stallgeruch an sich habe. Abends wird er in die Komödie geführt; ein weinerliches Stück wird viel beklatscht, und er wundert sich, „daß dies Volk, das sich von Morgen bis in die Nacht mit Gefühl vollgezopft, doch immer so leer davon ist, daß es zu allen Seiten begierig darnach schnappt.“ Bei Tisch wird er examiniert, wie ihm die Komödie gefallen habe. Die beiden Cousinen wissen erstaunlich viel über die Aktion zu sagen, wovon er aber gar nichts versteht, „weil ihm die ersten Begriffe dazu fehlen“. Er sitzt also da und ist über Vermögen von allem, was ihm angeboten wird, „aus Angst, er möchte etwas Unziemliches über die dramatische Kunst vorbringen“. Nach-

dem er noch ein Eisfest hat mitmachen und erlogne Schwärmereien von zärtlichen Verehrerinnen der schönen Natur und des Landlebens hat anhören müssen und aus der Kälte seiner Verwandten längst gemerkt hat, daß man ihn für ein ganz unbrauchbares Subjectum hält, aus dem nicht einmal eine Ridicule zu ziehen sei, besteht er ernstlich darauf, daß er nicht länger bleiben könne. „Wie ich die Glacis hinter mir hatte, bemerkte ich erst, wo ich gewesen war, aus der Leichtigkeit, womit ich atmte und ließ mich in ein freundliches Gespräch mit Philippen und mit meinem Rappen ein“ (S. 194 fslg.).

Man wird die Ähnlichkeit des jungen Oheim mit Hermann und die Ähnlichkeit ihrer Erlebnisse nicht für zufällig halten können. Bei beiden die tüchtige Gesinnung, die Lust an der gediegenen Arbeit des Landmanns und der mißlungene Versuch, in einem Kreise, wo Oberflächlichkeit, Unnatur und Unwahrheit herrschen, einmal zu verkehren, die Thätigkeit im Hause und die Langsamkeit und Schüchternheit nach außen (Herm. u. Dor. I, 207). Einzelne Züge, die Behandlung der Pferde, die beiden selbst lächerliche und nur für den besonderen Zweck angenommene Haarsfrisur, die Unlust und Unfähigkeit, die Redensarten über eine Komödie mitzumachen, stimmen aufs Haar.¹⁾

Die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme von Goethes Benutzung einiger Züge des jungen Oheim wird zur Gewißheit, wenn wir erfahren, daß Goethe die Arbeit Mercks nicht nur kannte, sondern sogar den lebhaftesten Anteil an ihrer Vollendung nahm. Wielands „deutscher Merkur“ brachte im Januar und Februar 1778 den Anfang der Novelle. Am 18. März schreibt Goethe an Merck: „Dein Oheim ist sehr gut. Besonders da nur in der Folge die Ostentation der Einfalt der Leute in der Manier des Geschichtschreibers und nicht in ihnen lag“ (R. Wagner, Mercks Briefw. 1838, S. 125). Am 12. April urteilt Wieland in enthusiastischer Weise über des jungen Oheims Schilderung seines Residenz-

1) Merck liebt wie Goethe solche ferngejunde, auf sich selbst beruhende Gestalten und stellt sie gern in Gegensatz zu den nach äußerer Anerkennung und Beförderung als höchsten Zielen trachtenden, Papier beschreibenden Menschen im Beamten- und Gelehrtenstande. So erinnert auch des Amtmanns Sohn in dem prächtigen Sittenstück „Eine Landhochzeit“ (1779) an den jungen Oheim und Hermann. Er wird in seiner Gesinnung von seinem verständigen Vater noch bestärkt und gegen den Pfarrer verteidigt, der hier vom Standpunkte des „Gebildeten“ solches Wesen tadeln, auf die trefflichen, von dem jungen Manne nicht benutzten Unterrichtsanstalten hinweist und grämlich klagt: „Wenn man zu meiner Zeit die Jugend auf solche Weise angewiesen hätte, ich sollte wohl auch an einem anderen Platz mein Leben zubringen, als hier auf dem elenden Dörfe“ (Stahr, S. 269). Auch dieses Werk mag Goethe vorgeschnellt haben; des Pfarrers Worte erinnern außerdem sehr an des Löwenwirts Ausspruch II, 256 fslg.

besuches und begründet sein Lob ausführlich (R. Wagner, a. a. D. S. 129). Es ist nicht anzunehmen, daß er mit Goethe, den er in jener Zeit öfter, so auch am 20. April bei der Herzogin Amalie, traf, nicht auch über das sollte gesprochen haben, was beide gleich sehr interessierte. — Am 5. August drängt Goethe: „Und apropos vom Baumpflanzen zu Herrn Oheim. Du weißt, daß er mir lieb sein muß, und ich bitte Dich, endige ihn rund und ohne etwaige fremde Ingredienzen, wie es einem am Schluß leider oft geht. Und dann erlaub mir, daß ich ihn hier zusammendrücken lasse. In dem Sau Merkur ist's doch, als ob man was in eine Kloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet, und so schnizelweise genießt kein Mensch was.“ Er fügt noch die Bitte hinzu, Merck möge mit solchen novellistischen Arbeiten ihm nicht in das theatralische Gehege kommen, da er das ganze Theaterwesen in einem Roman vortragen wolle — eine Bitte, die mit der späteren geringen Meinung von Mercks Produktionskraft (Wahrheit und Dichtung, Gespräche mit Eckermann) sehr in Widerspruch steht. Dann wird Mercks Novelle in dem Briefwechsel lange Zeit nicht erwähnt. Ihre Fortsetzung enthält noch das Oktober- und Dezemberheft des Merkur, aber man kann nicht sagen, daß sie einen förmlichen Schluß hätte: die Novelle bricht mit der Erzählung des Herrn Oheim, wie er aus einem Minister ein Bauer geworden sei, ab. Der lebhaft bewegte Gast liest noch drei Briefe, die jener in den ersten Zeiten seines neuen Lebens nach der Stadt geschrieben hat, aber wir erfahren von den Vorgängen im Hause und von dem Gaste selbst, in dem sich doch ein Gefühl für die Tochter des Hauses sichtlich zu regen schien, gar nichts mehr, und die Briefe ließen sich auch noch beliebig vermehren. Über ein Jahr hat Goethe auf den Schluß gewartet. Da drängt und droht er am 7. April 1780: „Zur Beendigung der Geschichte des Herrn Oheim wird dir hiemit bis Ende Julius Frist gegeben. Ist den 1. August das Manuskript nicht angelangt, wodurch die Geschichte zu völliger Zufriedenheit vernünftiger und unvernünftiger Leser, wes Standes und Alters sie sein mögen, abgeschlossen ist, so werd ich mich gemüthiget sehen, solches ex professo zu thun“ (R. Wagner, S. 231). Man erkennt wieder den Eindruck des novellistischen Fragments auf Goethe, müßte ihn übrigens bei des Dichters Richtung auf das Naturgemäße und Typische ohnehin erwarten — „Du weißt, daß er mir lieb sein muß“, schrieb er ja selbst.

Achtzehn Jahre später, fünf Jahre nach Mercks Tode, begann Goethe sein Epos. Als er aus dem biederen Bürgerssohn aus Altmühl, der die vertriebene Salzburgerin heimführt, die Gestalt Hermanns schuf, da kristallisierte sich an diese alles heran, was aus des Dichters Lebenserfahrung und Menschenbeobachtung Geeignetes dazu vorhanden war und

auch das, was er bei der Lektüre des Herrn Oheim einst empfunden und sich innerlich zu eigen gemacht hatte. Er brauchte nach Schillers Ausdruck hier nur zu schütteln, daß die reife Frucht ihm herabfiel, und wie zeigt sich hier der „große Nehmer“ als der große Geber! Vieles stimmt genau mit Merck und doch wie ist es so ganz anders geworden durch die Art der Verwertung und die andere Umgebung!

Man muß sich ordentlich freuen, daß hier Merck der Schöpferische, der Gebende ist, und es reizt, ihn auch sonst noch als einen solchen kennen zu lernen, damit das einseitige Charakterbild, das der greise Goethe aus der Erinnerung gezeichnet hat, durch Goethe selbst berichtigt wird.

Er warf Merck litterarischen Dilettantismus vor, legte ihm mephistophelische, zerstehende Neigungen bei und entlehnte doch einige der schönsten Züge seiner konservativsten Gestalt einem Werke dieses Mannes.

Demnächst ist ein Jahrhundert seit Mercks Tode verflossen.¹⁾ Da ist es wohl Zeit, dem Toten sein Recht werden zu lassen. Trotz R. Wagners Veröffentlichung des Merckschen Briefwechsels, trotz A. Stahrs Herausgabe seiner ausgewählten Schriften (Oldenb. 1840) und G. Zimmermanns Schilderung seines Lebens (Frankfurt a. M. 1871), weicht des Mannes Bild in den Litteraturgeschichten durch das Fehlen wesentlicher, positiver Züge nicht wenig von der Wirklichkeit ab. Auch läßt sich nicht leugnen, daß die Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller und seinen Werken im allgemeinen in großem Mißverhältnis steht zu der immer betonten litteraturgeschichtlichen Bedeutung, die man ihm auf Goethes Zeugnis hin doch einmal einräumen muß und auch im Schulunterricht nicht gut verschweigen kann. Das giebt denn erschlichene, subjektiv unwahre Urteile, bei denen niemandem wohl werden kann.

Doch nicht nur um Goethes willen wird man sich mit Merck beschäftigen müssen: in dessen eigenen Schriften finden sich kostbare Schätze sittlichen und künstlerischen Gehaltes, die nie veralten, weil die Darstellung echten, unverfälschten Menschentums und der Kampf gegen beschränkende Unnatur in Leben und Kunst nimmer veralten. Mercks Schriften sind eine Rüstkammer, voll von scharfen Waffen in diesem Streite auch für unsere Tage.

1) Vorstehender Aufsatz war uns schon mehrere Monate vor dem Gedenktage (27. Juni) eingeliefert.

Sprechzimmer.

1.

Zu Btschr. V, 9. S. 645: einen pfeifen.

Daß die Redensart „einen pfeifen“ mit „einen blasen“ und „einen schmettern“ zusammenzustellen ist, beweist auch das Niederdeutsche. Man sagt in Mecklenburg ebenfalls: „He bläst enen“ oder bloß „he bläst“ für: er säuft; viel gebräuchlicher ist aber: „He tüt't enen, he het gehürig enen tüt't“ „Tüt'en“ heißt auf einem Horn blasen; es ist in unsfern mecklenburgischen Kleinstädten der erste Ton, den man früh am Morgen hört, wenn der Kuhhirte seine Kühle zusammen-tätet. Das niederdeutsche „blasen“ und „tüt'en“ in der Bedeutung „saufen“ habe ich noch neulich in scherhaftster Weise in Bezug auf einen Musikanten gehört. Der eine fragt nach einem Vorübergehenden: „Wat is he?“ (Was ist er, was hat er für ein Geschäft?). Antwort: „Dat is'n Musikant“. — „He bläst ok wol lewer innen Buddel“ d. h. er trinkt. Wie der Musikant seine Pfeife, Trompete oder Horn, so setzt der Trinker die Flasche an den Mund. Es wird wohl dabei auch an den gurgelnden Ton gedacht, der beim Trinken aus der Flasche entsteht, als Getränk wird stillschweigend Branntwein vorausgesetzt.

Wismar.

O. Glöde.

2.

Es ist ein Reis entsprungen. Btschr. V, 9, 613.

Im Melker Marienliede kommen beide Ausdrücke „Ros“ und „Gerte“ nebeneinander vor. Es heißt Str. VI:

Isaias der wissage
Der hebet din gevage,
Der quot¹⁾ wie von Jesses stamme
Wouchse ein gerten imme
Da vone scol ein bluome varen
Diu bezeichint dich unde din barn. S. M.

Dagegen lautet Str. VI:

Cedrus in Libano,
Rosa in Jericho,
Du irwelte myrte,
Du der wezzest also uerre,
Du bist über Engil al,
Du besuntest den Even val. S. M.

1) Jesajaś, 11, 1. 2.

Kinderling¹⁾ (in Gräters Bragur, Bd. VI, Abt. II Seite 23 — 37) lässt Str. 9 — 11 dem Hohen Liede entlehnt sein. Man kann aber auch an Sirach, Kapitel 24 als Quelle denken. Ich bin hochgewachsen wie eine Ceder auf dem Libanon (B. 17), und wie die Rosenstöcke, so man zu Jericho erziehet (B. 18); ich gab einen lieblichen Geruch von mir wie Cynamet und kostliche Würze, und wie die besten Myrrhen u. s. w. (B. 20). Daß dieses Lob bei Sirach der Weisheit gespendet wird, beweist gegen ihn als Quelle nichts, da ja auch die Ausdrücke aus dem Hohen Lied erst auf die Maria übertragen sind. Für „Gerte“ spricht wieder Str. I:

Jiu in erde leit Aaron²⁾
Eine gerte (von) mandalon
Diu gebar nuzze:
Also edile (un) suezze
Hast du fure braht
Muoter ane mannes rat.

Dazu vergleiche man aus einer andern Marienlegende:

Du werest betekent by der gerden
De de Prester Aaron droch,
Vnde van der sulven gerden sloch
Grone lof unde schone blomen
Vnd van den blomen vrucht ys komen,
Du bist de blome, de vrucht yst Crist
De van dy geboren yst.

und aus dem von Kinderling angeführten lateinischen Weihnachtsgesang:

Radix Jesse iam floruit,
Et virga fructum edidit.

Wismar.

O. Glöde.

3.

Bur Entstehung der Lesart „Ros“

führte, wie aus Str. XI hervorgeht, die Vergleichung der Maria mit Blumen, speziell mit der Rose; dieser Vergleich findet sich in vielen deutschen Liedern. Auch die Bezeichnung der Maria als „rosa sine spina“ führt Sprenger mit Recht an. Daß auch andere Blumen und Bäume mit der heiligen Jungfrau in Verbindung gebracht wurden, geht aus Str. IV des Melker Mariensliedes hervor:

1) Kinderling spricht hier nur von der Form des Liedes als Sprachforscher, nicht von dem schwierigen Inhalt, der aus der typischen Theologie zu erklären ist.

2) 4. B. Mose, Kap. 17, B. 8: Des Morgens aber, da Mose in die Hütte des Zeugnisses ging, fand er den Sticken Aarons, des Hauses Levi, grünen, und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragen. Ähnlich ist die Herleitung des Kreuzholzes Christi aus dem Zweige, den Adams Sohn Seth auf das Grab des Vaters pflanzt.

Mersterne morgen rot
 Anger ungebrachot,
 Dar ane stat ein blume,
 Di liuhtet also scone.
 Si ist under den anderen
 So lilium undern dornen.

Ebenso Str. X: Du bist der cederboum etc. und Str. XI.
 Wismar.

O. Glöde.

4.

Muskate.

Die Redensart „Was nützt der Kuh Muskate, sie friszt nur Haberstroh“, die ich *Bltschr.* 5, 273 aus dem Munde meines verstorbenen Quedlinburger Lehrers J. A. Pfau aufgezeichnet habe¹), führt mit Notwendigkeit darauf, Muskate als eine Speise zu fassen. Dabei kann die Erklärung Müllers von „Das ist der Kuh Muskate“ als: „es ist ihr gleichgültig“ wohl bestehen. Müller denkt dabei an die Muskatnuß; ich habe die sogenannte Muskatblüte zur Erklärung herbeigezogen. Söhns, der verdienstvolle Verfasser der „*Varias unserer Sprache*“, verwirft *Bltschr.* 5, 695 f. beides, zieht ital. *mosea* = „Fliege“ zur Erklärung herbei und meint, daß *moseata* (= fliegenbedeckt, voll Fliegen, zu ergänzen *vacca*) die Entstehung von Moskate veranlaßt habe. Ich möchte zunächst zwei Verse anführen, worin die Muskatennuß als Liebesgabe erscheint. Sie finden sich in einem Liede in des Knaben Wunderhorn überschrieben: „Den dritten thu ich nicht nennen“ mit dem Anfange: „Mei Büebli isch e Strider“ und lauten:

Und drüben an dem Berge
 Da stehn zwei Bäumelein,
 Das eine trägt Muskate,
 Muskate, Muskate,
 Das zweit braun Nägelein.

1) Sie scheint zurückzugehen auf: *Uurisaber*, *Tischreden Luthers*, *Eisleben* 1566, Bl. 5 a. Die Stelle ist jetzt abgedruckt in den Denkmälern der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten III, 3 S. 107 unter der Überschrift die Sau beim Mahle: Der Löwe hatte alle Thier zu Gäste gebeten und ein köstlich herrlich Mal lassen zurichten und auch die Sau dazu geladen. Als man nu die köstlichen Gerichte auftrug und den Gästen fürsetzte, sprach die Sau: „Sind auch Kleien da?“ — Also sind ißt unser Epicuräer auch. Wir Prediger sezen ihnen in unsren Kirchen die allerbeste und herrlichste Speise für, als ewige Seligkeit, Vergebung der Sünde und Gottes Gnade: so werfen sie den Rüssel auf und scharren nach Talern; und, was sol der Kuh Muskaten? sie ißset wol Haberstroh.

Muskatennuß sind süße,
Braun Nägelein, die sind räß (scharf),
Die geb ich meinem Liebchen,
Liebchen, Liebchen,
Dafz es mich nicht vergeß.

Gleichwohl haben wir wohl nicht an die Muskatnuß zu denken, sondern an eine Krude, d. h. an ein Gewürz und Konfekt, welches neben Wein und Bier den Hauptgegenstand der Bewirtung bei Festlichkeiten ausmachte. Wir finden dafür einen schönen Beleg im Braunschweigisch-Lüneburgischen Urkundenbuch, herausgegeben von H. Sudendorf, Hannover 1859 f. g. Bd. 5, Nr. 45, S. 53 (angeführt im Mnd. Wb. III, 139): den vrowen unde megheden, dhe to den (Braut) lichten helpen, schal men nene koeste unde nenen wyn gheven, men moed en dogh wol beer schenken unde muschaten unde engheuer (Ingwer) gheuen unde anders neen krude. Dafz die Krude aus Muskatblüten hergestellt wurde, scheint mir hervorzugehen aus einer ebendaselbst angeführten Stelle aus L. Ennens Quellen der Geschichte der Stadt Köln I; 93, 28: van kleynen kruyde, as van muscaten . . . musschaten blyomen¹⁾). Das „Compote“ (das ja auch seinen Namen davon hat, weil es ursprünglich zum Trunke genossen wurde) aus Muskatblüte scheint außer Gebrauch gekommen, eingemachten Ingwer habe ich aber noch vor einigen Jahren zu Greene in Braunschweig zum Weine genossen. Er schwamm in einer dickflüssigen Zuckerbrühe, und ebenso beschaffen dürfen wir uns auch die muschate denken. Dann erklärt sich aber auch Müllers Redensart: „so voll Komplimente als der Muskat voll Fliegen“ einfach. Eine solche Speise lockt eben, wenn sie offen dasteht, viele Fliegen an, die darin ihren Tod finden. Ich glaube, daß durch vorstehendes Söhns’ Erklärungsversuch endgültig widerlegt ist.

Northeim.

R. Sprenger.

5.

Zur Erzählung vom undankbaren Sohn.

Dafz Hebel seine Erzählung (es sind eigentlich zwei) „Kindesdank und Undank“ (Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes I. Abteilung Nr. 3) Bzshocke entlehnt hat, halte ich nach den Untersuchungen Kellers in dieser Bzshchr. für ausgemacht. Dafz sich der Stoff dieser Erzählung schon in einem altfranzösischen Fabliau findet, wie Meidel in dieser Bzshchr. 5, 644 f. g. bemerkt, ändert darin nichts. Überhaupt ist

1) Dort wird auch noch verwiesen auf Schillers Abhandlung zum Tier- und Kräuterbuche des Mecklenburgischen Volkes I, 26a und Höfer in der Germania XV, 81.

derselbe schon früh, besonders in Deutschland, vielfach bearbeitet. Da ich den Gegenstand demnächst ausführlicher zu behandeln gedenke, so begnüge ich mich hier die mir bisher bekannt gewordenen Bearbeitungen anzugeben. Auf das altfranzösische Fabliau Berniers hat schon v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II, LV hingewiesen. Damit identisch scheint, soweit aus den Inhaltsangaben zu erssehen ist, das von W. Grimm im 3. Bande der Kinder- und Hausmärchen zu Nr. 78 erwähnte altfranzösische Fabliau bei Meon 4, 479, 485. Nach v. d. Hagen hat Imbert das altfranzösische Gedicht neu gereimt. Von mittelhochdeutschen Bearbeitungen sind mir drei bekannt geworden. Erstens „Der kozze“ von einem ungenannten Dichter, abgedruckt Gesamtabenteuer II, 391 flg. Ganz verschieden davon ist die Darstellung des Hofferers, aus der Dresdenner Sammlung mitgeteilt Gesamtabenteuer III, 729 flg. Eine dritte, wiederum sehr abweichende Darstellung findet sich in Laßbergs Liedersaal Band I, Seite 585 — 89. Jüngerer Zeit gehört ein Meistergesang an, von dem W. Grimm a. a. D. eine Inhaltsangabe giebt. Ferner zwei volksmäßige Lieder, das eine, welches beginnt

Zu Rom ein reicher König saß
Als ich etwan gelesen das
und schließt
Das niemandt sein Elten verschmeht
Warnt treulich Jörg Brentel von Elbogen

enthalten in „Zwey schöne Neue Lieder“ (Nürnberg Valentin Neuber); das andere mit dem Anfange (wonach es leicht in den verschiedenen Ausgaben zu finden ist):

Im Land zu Frankereiche
Ein alter König saß

in des „Knaben Wunderhorn“. Hans Sachs behandelt den Stoff in einem Schwanke „Die halbe Rößdeck“. Während nun diese älteren Bearbeitungen schon größtenteils von v. d. Hagen und Grimm erwähnt sind, ist beiden merkwürdigerweise eine mit der Hebbelschen Erzählung ungefähr gleichzeitige poetische Bearbeitung entgangen, ich meine das Gedicht von A. F. E. Langbein „Die Rößdecke“,¹⁾ welches beginnt:

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordsturm heulte durch den Forst;
Und stürzte schneebeladne Fichten.
Der Adler floh in seinen Horst.
Da schauderte, gebengt von Jammer,
Ein Greis in seiner öden Kammer.
Die Haare flimmten silberweiß
Gleich seinem Bart von Schnee und Eis.

1) gedr. in „Neuere Gedichte von A. F. E. Langbein. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, Oetliche Buchhandlung. S. 66 flg.“

Der federsertige, oft triviale Poet erfreute sich bekanntlich zu Anfang des Jahrhunderts einer großen Beliebtheit, und so habe ich außer meinem Großvater noch mehrere alte Herren gekannt, welche das Gedicht im ersten und zweiten Jahrzehnt in der Schule gelernt und neben den derbkomischen „Abenteuern des Pastors Schmoll und Küsters Bakel“, trefflich im Gedächtnis bewahrt hatten. In prosaischer Form finden wir die Erzählung in J. Paulis Schimpf (Scherz) und Ernst. Ferner weist sie v. d. Hagen (Gesamtabenteuer II, LVII) nach in den Novellen des italienischen Arztes Ortensio Lando um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Luthers Lehre nach Deutschland folgte, sowie bei den wenig später lebenden Novellisten Nicolo Granucci von Lucca und Sercambi.

Schon bei Lando bemerken wir eine eigenartige Veränderung des Stoffes, die wir auch beim Abbé Le Monnier in seinen Fables Seite 68 finden: Der Sohn sendet seinem ins Krankenhaus verwiesenen Vater von Zeit zu Zeit etwas Suppe in einem Zinngefäße. Als der Alte gestorben, will der Enkel den Napf behalten, um ihn auch seinem Vater ins Spital zu senden. Etwas abweichend davon ist wieder die Form, in welcher Jung Stilling in seinem Leben die Erzählung wiedergiebt, wonach sie von den Brüdern Grimm in die Kinder- und Hausmärchen unter der Überschrift „Der Großvater und der Enkel“ als Nr. 78 der großen Ausgabe aufgenommen ist. Jung Stilling hat das Märchen aus dem Volksmunde aufgezeichnet und die Brüder Grimm bemerken, daß sie es in gleicher Form selbst oft gehört haben. Damit stimmt ein Volkslied aus dem Kuhländchen (in Meinerts Sammlungen 1, 106) überein, sowie eine Erzählung in der Mundart von Simmern auf dem Hunsrück, mitgeteilt von J. M. Firmenich in Germaniens Völkerstimmen Band I, Seite 532. Hier wird dem alten Vater statt des irdenen Napfes, der ihm entfallen und zerbrochen ist, ein hölzener zu seiner elenden Kost an der Thüre gegeben, und der vierjährige Enkel will nun auch einen solchen hölzernen Napf für seinen Vater schnitzen. Sonst wird auch gesagt, das Kind habe die Scherben von der irdenen Schüssel aufgelesen und sie für seinen Vater aufheben wollen.

Northeim.

R. Sprenger.

6.

Zu Gedichten Goethes.

1. Zum Schweizerlied.

Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß die Verfasserschaft dieses Liedes von Trenkle, Die alemannische Dichtung seit J. B. Hebel. Tauberbischofsheim, J. Lang 1881, S. 3 geradezu dem

blinden Volksänger Alois Gluž aus Solothurn zugeschrieben wird, und knüpfte daran die Vermutung, daß dieser es, ebenso wie Goethe aus der Volksüberlieferung geschöpft haben möchte. Aus H. Biehoffs Erläuterungen der Gedichte Goethes (Stuttgart, C. Conradi 1869) ersehe ich jetzt, daß schon früher behauptet ist, das Schweizerlied sei uralt und von Goethe ganz aus dem Volksmund entlehnt, der sich hier dieselbe Freiheit wie beim Heidenröslein genommen habe. Dafür, daß wir es mit einem Volksliede zu thun haben, spricht auch der Umstand, daß wir wenigstens die erste Strophe in anderer Fassung aus dem Volksmunde geschöpft erhalten haben. Sie ist aufgezeichnet in des „Knaben Wunderhorn“ und lautet:

Auf'm Bergle bin ich g'sessen.
Hab' dem Bögele zug'schaut,
Ist ein Federle abe geslogen,
Haben's Häusle draus baut.

2. Zum „Herbstgefühl“.

Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reiset
Schneller und glänzend voller!

Heuweis hat Btschr. 5, 649 flg. darauf hingewiesen, daß die Zwillingsbeeren von den Erklärern verschieden gedeutet werden. Dünzer erklärt: „Zwillingsbeeren, „die weißen und roten Trauben von zwei verschiedenen am Hause sich emporrankenden Weinstöcken“. H. entscheidet sich dagegen mit Recht für die Auslegung von Doevers, der an eine „Doppelbeere aus einem Stiel entwachsen“ denkt, und fügt dazu noch eine schöne Parallelstelle aus Shakespeares Sommernachtstraum. Dafür, daß nur die letztere Auslegung richtig ist, sprechen auch die abweichenden Lesarten, welche in der Zeitschrift Iris, herausgegeben von Jacobi, IV, 249, wo das Gedicht mit der Überschrift „Im Herbst 1775“ zuerst erschien, sich finden. Die Zeilen lauten dort (nach Biehoff a. a. D. S. 103):

Gedrängter quillet
Zwillingsbeere und reiset
Schneller und glänzet voller!

Der hier erscheinende Singular Zwillingsbeere schließt Dünzers Erklärung unbedingt aus.

3. Zum „Trost in Thränen“.

Zu den Versen:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht

findet sich eine merkwürdig ähnliche Stelle in John Lillys „Camaspe“ vom Jahre 1584 in: The Works of the British Dramatists,

carefully selected etc. by John S. Keltie. Edinburgh: W. P. Nimmo, Hay & Mitchell 1887, S. 51: stars are to be looked at, not reached at; princes to be yielded unto, not contended with.

Northeim.

R. Sprenger.

7.

Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie.

Die Btschr. 5, 630 ausgesprochene Vermutung, daß in Lessings Hamburgischer Dramaturgie 15. 16. Str. statt „in die Pilze gegangen“ „in die Binsen gegangen“ = verloren gegangen zu schreiben sei, ist auch für den Norddeutschen so naheliegend, daß sie von mir bei der Lektüre des Aufsatzes gewissermaßen vorweggenommen wurde. Der Ausdruck ist auch mir seit frühesten Jugend geläufig, daß Vorkommen von mhd. in die pilze gān = verloren gehen möchte ich dagegen bezweifeln. Weigand, D. Wb. II³, 351 giebt zwar an „In die Pilze gehen“ = verloren gehen, gleichsam wie Pilzsuchende, die sich verirren; es ist aber zu vermuten, daß diese Angabe nur auf die Stelle der Hamburger Dramaturgie sich stützt. Eine Stellenangabe fehlt leider.

Northeim.

R. Sprenger.

8.

Zu 4, 636 bemerkte ich, daß schon der Schneidergesell in Heines Harzreise singt: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken sind frei“. Heine fügt hinzu: „Solche Korruption des Textes ist beim Volke etwas Gewöhnliches“.

Gießen.

O. Behaghel.

9.

„Nägelein“ zu Btschr. V, 9.

Daß man unter Nägelein „Fliederblumen“ versteht, habe ich ebenfalls noch niemals gehört. Sprenger kennt den Ausdruck nur für Gewürznelken, die allerdings einem kleinen Nagel ähnlich sehen. Gewürznelken sind nach Leunis getrocknete, unreife, mit dem Fruchtknoten verwachsene Kelchröhren, welche die noch unentwickelten Blumenkronblätter in Gestalt eines halbrunden Knöpfchens enthalten und vom Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus) herstammen, welcher auf den Molukken wild und kultiviert vorkommt.

Diese Bedeutung paßt aber an dieser Stelle durchaus nicht, hier muß es eine in unseren Gärten wachsende Blume sein, und da liegt es doch nahe, an die Nelke zu denken, unsere wegen ihres Geruches beliebte Zierpflanze. Sie hat fünf langgenagelte Blumenkronblätter in einem langen röhrligen Kelch, die sich oben tellerförmig ausbreiten. Dies letztere

gilt allerdings auch für die Blüte des Lieders, aber Nägelein kommt in den Volksliedern immer mit Blumen auf Beeten zusammen vor. So erinnere ich mich genau eines Liedes, wo es mit Rosen und Gelbveiglein (Goldlack) zusammensteht. Es will mir leider trotz vielen Suchens nicht gelingen, die Stelle wiederzufinden. In Uhlands „Was Klinget und singet die Straß' herauf?“ steht in der 4. Strophe nur:

Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Ich glaube, die Stelle steht in „des Knaben Wunderhorn“. Im Englischen bedeutet „clove“ sowohl Gewürznelke, als einfach Nelke. Clovegilly-flower ist die gefüllte Gartennelke. Wie ich aus sicherer Quelle erfahre, heißen in Hannover die Nelken heute noch „Nägelein“ oder „Nägelken“; hier in Mecklenburg ist der Ausdruck nicht mehr allgemein bekannt.

Wismar.

o. Glöde.

10.

Geruhen.

In dem Oktoberheft von Sanders' Zeitschrift für deutsche Sprache sucht ein Ungerannter „geruhen“ in der höfischen Wendung „Seine Majestät haben geruht“ auf nd. Ruge zurückzuführen. Da diese Erklärung unverdiente Beachtung zu finden scheint, so möchte ich doch hier darauf aufmerksam machen, daß die Zurückführung von nhd. geruhen zunächst auf mhd. geruochen nicht zu bezweifeln ist. Vgl. B. 2758 in dem Gedichte von Ludwig von Thüringens Kreuzfahrt: der chunic gerüchte nigen dem fursten durch sine werdekeit, wo mhd. gerüchen schon in dieser Bedeutung erscheint.

Northheim.

R. Sprenger.

11.

Zu Btschr. V, 207.

Gegen Robert Sprengers angebliche Berichtigung, die mir eben erst zu Augen kommt, muß ich mich vertwahren; sie zeiht mich einer Verkehrtheit, die ich nicht begangen habe. Meine Bemerkung galt doch zusehends einem bloßen Druckfehler dieser Zeitschrift; die Richtigkeit der von Schmidt eingeführten Lesart selbst habe ich mit keinem Worte bestritten.

Burgsteinfurt.

Gustaf Schumann.

12.

Zu Btschr. V, S 643: zu Gunsten, von — Gnaden.

Dr. Schürmann will in den von Wilmanns als noch erhaltenen plurale gedeuteten adverbialen Verbindungen „zu Gunsten“ und „von

— Gnaden" vielmehr Dative Singularis der „früheren“ Flexion der (statt dieser) Feminina seien. Diese „frühere“ Flexion von „Gunft“ und „Gnade“ ist aber stets die starke gewesen: ahd. mhd. *gunst* (i-Stamm) und ahd. *gināda*, mhd. *gnāde*, (ō-Stamm). Eine Endung -en in der Einzahl ist nur bei der sog. schwachen Flexion der Substantive möglich und bis in die mittelhochdeutsche Sprachperiode auch bei Hauptwörtern weiblichen Geschlechtes vorhanden gewesen, wovon sich im Neuhochdeutschen nur noch einzelne Überreste¹⁾ wie „auf der Heiden“, „aus seiner Tonnen“ (Schiller), „in der Sonnen“ u. a. m. erhalten haben, während im allgemeinen die Feminina in der Einzahl endungslos d. h. stark flektiert werden. Auch die Annahme, daß „zu meinen Gunsten“ dadurch sich erklären soll, daß das moderne Sprachgefühl diese Form irrtümlicherweise als Plural aufgefaßt habe, wird durch den Vergleich mit den oben erwähnten Beispielen „auf der Heiden“ u. s. w. hinfällig. Adverbiale Formeln pflegen übrigens in ihrer ursprünglichen Form zu erstarren, wofür z. B. lat. *partim* - *partim* (alter Accusativ nach der i-Deklination von *pars*, = klassisch lat. *partem*) als Muster dienen kann, während lat. *gratia* „um — willen“ für die Erklärung von „zu Gunsten“ und „von — Gnaden“ doch nichts bedeuten dürfte.

Bingen a. Rh.

Dr. S. Feist.

13.

Zum deutschen Fluchwort „Henker“.

Das verschiedentlich vorkommende Fluchwort „Henker“, oft bloß *H...* geschrieben, (vgl.: „Der Vater taugte den Henker nicht“ bei Claudius; „Weiß der Henker; ich habe vor nichts so viel Furcht“ bei Guylow; „Die Nummer wird doch nicht des Henkers sein“ bei Jean Paul u. dgl. m. bei anderen Schriftstellern) hat nichts mit mhd. *Henker* (französisch *bureau*), ahd. mhd. *henken*, *hengen*, mhd. *aufhängen*, *hängen lassen*, zu thun; vielmehr dürfte es zu mhd. *hinken* **hēnken*, ahd. *hinchan*, **hēnchan* zu stellen sein. Sanders bemerkt unter „Henker“ richtig, daß oft die versteckte Beziehung des Teufels darin liege und zitiert u. a. die obigen Fälle. Zu meiner Annahme werde ich durch das in der Tauberbischofsheimer und anderen ostfränkischen (auch rheinfränkischen) Mundarten gebrauchte Fluchwort „Daihenker, zum D.; der D.“ geführt, das nach den Lautgesetzen genannter Mundarten auf mhd. **dihenker* zurückgeht, was „Verhütungsform“ zu mhd. **divel-henker* wäre. Dieses **divel-henker*, neuhd. *Teufel-Hinker, ist seiner Bedeutung nach Teufel-

1) Abgesehen von Zusammensetzungen wie „Heidenröslein“, „Sonnen-glanz“, wo in der Kompositionsfuge -en fast noch durchweg steht.

Teufel, also tautologisches Substantivum. *divel* ist Nebenform zu mhd. *tiuvel*, *tievel* (Teufel). Zu *hënker* vergleiche man *angels. hellech inca* (Höllenhinder, Teufel), siehe Kluge unter „*hinken*“. Dass der Teufel „*Hinker*“ sive „*Hinkender*“ genannt wird, entspricht ganz der mittelalterlichen Vorstellung, die ihm einen Pferde- oder Geißfuß verliehen. Es liegt im Interesse des fremdsprachlichen Unterrichts, der zu Fällen wie *corbleu*, *diantre*, *palsambleu* deutsche Pendants verlangt, dann aber in dem des deutschen, wo „*Poz Element*“, „*Poz Bliz*“ u. a. zu erklären sind, derartige Beispiele aus den modernen deutschen Dialekten bei der Hand zu haben. An solchen „*Verhütungsformen*“ bietet die Tauberbischofsheimer Mundart noch: *Daicksel* für Teufel, *Sidian* für Satan, *Herr Jö-* für *Herr Jesus*; *Jösses*, *Jässdich*, *Jassdich*, *Jessdich* für *Jesus*.

Bruchsal.

Otto Heilig.

Bur Berichtigung.

Die Meinung des Dr. Glöde (Zeitschr. V, 8, 566), als hätte ich (Zeitschr. V, 4, 279 fslg.) beweisen wollen, daß (auf eignem) Baum = (auf eignem) Saum sei, ist nicht zutreffend; in diesem Aufsatz bin ich auf diese Frage gar nicht eingegangen und habe das Wort Baum nicht einmal genannt, sondern ich habe lediglich auf die von Dr. Glöde (Zeitschr. V, 1, 56) gestellten Fragen geantwortet: 1. „Wo kommt Saum für Saumroß vor?“ 2. „Wo geht der Z-Laut in den weichen S-Laut über?“ Für die erste Frage habe ich verschiedene Belegstellen beigebracht, wo Saum für Saumroß vorkommt, und in betreff der zweiten Frage habe ich einen Wechsel von S und Z in den deutschen Mundarten nachzuweisen gesucht.

An einer anderen Stelle (Zeitschr. V, 9, 585), wo Dr. Glöde sich auf einen Aufsatz von mir bezieht, hat er meine Ansicht dadurch unverständlich gemacht, daß er meine Begründung ganz außer Acht gelassen hat. Er schreibt a. a. D.: „In dieser Zeitschrift IV, 4, S. 368/369 wird der Österhase mit dem Österlamm in Verbindung gebracht und darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Tiere wegen ihrer Ähnlichkeit (sic!) wenigstens bei einem Volksstamme (welchem?) durch dasselbe Wort bezeichnet worden seien.“ Ich füge deshalb hier aus meinem Aufsatz die Worte, in denen die Ähnlichkeit der beiden Tiere näher ausgeführt und begründet wird, hinzu: „Eine Vergleichung des Hasen und des Lammes ergibt manche Ähnlichkeiten: beides sind kleine, unschuldige Tierchen, deren Leben mehr ein Leiden als irgend etwas anderes ist; denken wir nur an das Lied vom „armen Häuslein“, das dem Bauern ins Gras geht, und an das Lamm, das dem Zahne des Wolfes ohne

Wehr preisgegeben ist. Wäre es daher nicht möglich, daß der Österhase auf Grund dieser Ähnlichkeiten sich zu dem Österlamme gesellt habe, und daß er die Rolle, die er nun einmal beim Österfeste spielt, eigentlich seiner Ähnlichkeit mit dem echt (biblisch-) christlichen Österlamm zu danken habe?"

Bromberg.

Karl Krüger.

U. Hedler, Geschichte der Heliandforschung von den Anfängen bis zu Schmellers Ausgabe Rostock, Diss. 1890. 48 Seiten.

Rudolf von Raumer (Geschichte der germanischen Philologie) und Hermann Paul im „Grundriß der germanischen Philologie“ geben nur wenige kurze Bemerkungen über die älteste Heliandforschung. Es ist erklärlich, daß es für den Germanisten interessant ist, daß allmähliche Bekanntwerden eines der wichtigsten Litteraturdenkmäler der altsächsischen Zeit zu verfolgen. So zeigt der Verfasser, wie das für verschollen gehaltene Werk allmählich rein litterarisch bekannt wird, wie Flacius Illyricus zuerst 1562 auf die Praefatio aufmerksam macht. Du Chesne und Daniel Georg Morhof drucken diese Praefatio aus Flacius einfach ab, während Jacob Friedrich Reimann in seinem „Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam etc.“ zum ersten Male auf die mannigfaltigen Widersprüche hinweist. Im Abschnitt II A giebt der Verfasser die interessante Geschichte des Cottonianus. Zuerst hielt man die Handschrift für eine dänische, Franciscus Junius macht aus „Danice“, der Wahrheit näher kommend, „Danosaxonice“. Thomas Smith nennt die Sprache „Francico-Danica“, bis endlich Georg Hickes die Wissenschaft von dem dänischen Mythus befreite und das Werk in das karolingische Deutschland verwies; er hat auch zuerst die poetische Gestalt des Heliand erkannt. II B wird der Bambergensis beschrieben. Die Bemühungen um die Herausgabe des neuentdeckten Heliand waren zahlreiche. Johann Georg Eccard, aus dem Kreise Gottscheds vor allen Dingen Johannes Schilter, ferner Klosterstock, Carl Michaeler, L. Wachler, Bouterwek haben einzelne Excerpte besessen oder veröffentlicht. Der Bambergensis wurde von Gérard Gley entdeckt, der während der französischen Revolution aus Frankreich geflohen war. Er kam nach Bamberg, wo er als Lektor der französischen Sprache und Lehrer am Gymnasium wirkte. Nach Gley beabsichtigte der mit Christophine Schiller verheiratete Bibliothekar in Meiningen W. F. H. Reinwald eine Ausgabe des nach seinem neuen Aufenthaltsorte Monacensis genannten Kodex zu besorgen; er starb aber über der Arbeit im Jahre 1815. Inzwischen hatte von der Hagen zum ersten Male auf das leitende Kunstrprinzip der ganzen Dichtung hin-

gewiesen, auf die Allitteration. Endlich im Jahre 1830 brachte J. Andreas Schmeller in München die langersehnte Ausgabe zu stande, und in den nächsten 60 Jahren folgen zahlreiche Untersuchungen über Grammatik, Metrik und die Quellen des Gedichtes. Über diese weitere Entwicklung der Forschung hofft der Verfasser an anderer Stelle berichten zu können. Wir wollen wünschen, daß diese für die Abrundung des Ganzen notwendige Fortsetzung bald erscheint. Die ganze Monographie ist dann ein schönes Beispiel, wie deutscher Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit in unermüdlichem Eifer der Wissenschaft ein wichtiges Werk zurückerobern und zugänglich gemacht haben.

Wismar i. M.

O. Glöde.

Aleine Mitteilungen.

Soeben erhalten wir die Nachricht von einem litterarischen Ereignis von Bedeutung: dem demnächstigen Beginn des Erscheinens einer 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Ein ganzes Jahrhundert erfüllt sich im Laufe der Ausgabe der 14. Auflage seit Erscheinen des ersten Bandes der 1. Auflage des Unternehmens, dessen Ruf durch die ganze Welt verbreitet ist. Die Verlagshandlung J. A. Brockhaus in Leipzig hat sich bestrebt, die Jubiläumsausgabe des großartigen Werks in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wie aus dem Prospekt zu ersehen ist, wird die 14. Auflage in ihrer Art einzig dastehen und hat die Verlagshandlung keine Kosten gescheut, um textlich wie illustrativ das Vorzüglichste zu bieten. 100 000 Artikel sollen die 16 Bände des Werks enthalten, sodass nichts dauernd Wissenswertes auf dem Erdenrund dem Besitzer von Brockhaus' Konversations-Lexikon unbekannt bleiben mag. 9000 Abbildungen werden diese Artikel auf 900 Tafeln und im Text illustrieren; darunter befinden sich 120 Chromotafeln in besonders schöner Ausführung, wenn wir nach uns vorliegenden Proben urteilen können, sowie 300 Karten und Pläne, von welchen uns ebenfalls vorzügliche Beispiele zugänglich gemacht worden sind.

Auf die Ausgabe der 14. Auflage des Lexikons, dessen 1. Heft in den nächsten Tagen erscheinen soll, wollen wir hierdurch alle unsere Leser aufmerksam machen. Wir hoffen noch öfter in der Lage zu sein, auf Brockhaus' Konversations-Lexikon hinzuweisen.

— Vor uns liegen die ersten 5 Lieferungen einer „Neuen Folge“ des „Familien-Bücherschaffes“, unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des in seinen Wirkungen so segensreichen Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften“ zu erscheinen pflegen. Die Hefte erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Litteratur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung von Carl Schulte in Hannover: „Der Puppenspieler“ zuerst zum Abdruck gelangt, weshalb wir unsere Leser ganz besonders auf diese neue Ausgabe glauben aufmerksam machen zu sollen. Über auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Nellstab „1812“, welchem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Hässcher des Kaisers“ beigegeben worden ist, scheint uns angesichts

der heute die Gemüter bewegenden, die den russisch-französischen Freundschaft einen besonders glücklichen und zeitgemäßen Griff der Vereinsleitung zu bedeuten. Aus dem düster schaurigen Hintergrunde des gewaltigen Völkerkampfes vom Jahre 1812, der mit Geschick und in den lebendigsten, glühendsten Farben uns geschildert wird, tritt klar und deutlich, in edelster Plastik das Bild zweier von den Häschern des französischen Weltoberers politisch verdächtiger und unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge hervor, deren Geschick im mitten des französischen Heeres, auf den unendlichen russischen Eisgeilden in wunderbarer Größe sich erfüllen sollten. Rämentlich glauben wir den Militärbehörden, Kriegerverbänden und selbst Schul- oder öffentlichen Bibliotheken einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf diese gehaltvolle, durch und durch patriotische Veröffentlichung des Vereins mit dem erhebenden und begeisternden Schlußausblick auf den großen, deutschen Freiheitskampf von 1813 hiermit aufmerksam machen. Die Redaktion des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen im Text etwa noch vorhandenen anstößigen oder doch verfänglichen Stellen des Romans vollständig getilgt, so daß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken nunmehr in die Hand gegeben werden kann. — Selbst die äußere Aussattung der Hefte hat sich gegen früher entschieden zu ihrem Vorteil verändert. Für den Umschlag ist eine lebhaftere, äußerlich ansprechendere Farbe gewählt worden; das Titelblatt schmückt jetzt eine dem Inhalte des Hauptromans entnommene Zeichnung — ein ungemein wertvolles und charakteristisches Stimmungsbild aus der Künstlerhand Oskar Herrfurth's, der auch die bisher erschienenen Illustrationen zu besagtem Roman gefertigt hat, wogegen an der Fortführung desselben kein Geringerer als Prof. Woldemar Friedrich-Berlin sich angelegenheitlich beteiligen wird und die Preisnovelle von Schultes vier wertvolle und innig empfundene Zeichnungen aus der Feder Osk. Schulz' zieren. Die ganze Folge, welche auf ca. 70 solcher Hefte (1½ Druckbogen gr. 8° zu 10 Pf.) geplant ist und im Zeitraume eines Jahrganges wieder ihren Abschluß finden soll, wird neben den genannten Erzählungen noch eine ganze Reihe von meist kürzeren Werken neuerzeitlicher, lebender Autoren zur Veröffentlichung bringen, und man darf dem Fortgang dieses neu eingeführten Unternehmens mit um so größerer Spannung entgegen sehen, als neuerdings auch von der freudigen Bereitwilligkeit seitens der zünftigen Colportage, sich für die Verlags-Erscheinungen der Weimarer Schriften-Bertriebs-Anstalt reger zu verwenden (woran dem Vereine seiner ganzen Richtung nach außerordentlich viel gelegen sein muß) durchaus Erfreuliches verlautet. Zu beziehen sind die Hefte übrigens für Mitglieder wie Nichtmitglieder durch jede bessere Buchhandlung.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 8:
 August: Anton E. Schönbach, Über eine Grazer Handschrift lateinisch-deutlicher Predigten, besprochen von Johann Schmidt. (Die Handschrift gehört dem Beginne des 14. Jahrhunderts an; sie enthält lateinische Predigten mit untergemischtem deutschem Text, z. B. Si autem non vis cognoscere dominum in prima domo, hoc est in ecclesia, von der lere, die du da horest u. s. w.) — P. Besson, De Sebastiani Brant Sermone, besprochen von Gustav Vinz. — Friedrich Liesenberg, Die Stieger Mundart, ein Idiom des Unterharzes, besprochen von O. Behaghel (eine schätzenswerte

Stoffsammlung aus einem interessanten Gebiete. — Carl Franke, Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten, besprochen von D. Behaghel. — Baron Sloet, *De Planten in het germanische volksgeloof en volksgebruik*, besprochen von F. Köhmann (vierzehn harmlose, ansprechende Skizzen merkwürdiger Pflanzen Hollands und der angrenzenden Länder). — W. Ranisch, *Die Bölungasaga*, besprochen von W. Golther.

— Nr. 9. September: W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl., besorgt von Ernst Martin, besprochen von D. Behaghel (Wir sind Martin für seine Hingabe, für seine mühevolle Arbeit zu lebhaftem Dank verpflichtet). — Adelbert Heinrich von Keller, *Verzeichniß altdeutischer Handschriften*, herausgegeben von Eduard Sievers, besprochen von A. Leizmann. — Karl von Bahder, *Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems*, besprochen von Friedrich Kauffmann. — Claudius Boinga, *Die Entwicklung der neuhochdeutschen Substantivflexion*, besprochen von D. Behaghel (eine durch die Wahl des Themas wie die Art der Ausführung gleich erfreuliche Arbeit). — Johannes Rentsch, Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter, besprochen von A. Leizmann. — Schweizerische Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderis, bearbeitet durch das deutsche Seminar der Zürcher Hochschule unter Leitung von Jacob Bächtold; *lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts*, herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatolski. 1. *Galilaeus Gnapheus' Alcolastus*, herausgegeben von Johannes Volte, besprochen von Ludwig Fränkel (es sei den Herausgebern für ihr aufrichtiges Bemühen, entlegene Geisteserzeugnisse von litterarischer Bedeutung in nahbarer Gestalt darzubieten, der wärmste Dank ausgesprochen. Möge die schöne Absicht, die beiden Unternehmungen zu Grunde liegt, Erfolg haben, zum Segen der germanistischen Wissenschaft und der Erkenntnis eigenartigen vaterländischen Schrifttums vergangener Zeiten). — Joh. Péronne, Über englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollet, besprochen von D. Glöde (alle Fachgenossen, die sich für die Kulturgegeschichte Englands im 18. Jahrhundert interessieren, werden die Studie Péronnes mit großem Vergnügen lesen).

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, 35, 3: Zellinek und Kraus, *Die Widersprüche im Beowulf*. — Kochendörffer, *Erinnerung und Priesterleben II*. — Much, *Germanische Matronennamen*. — Ders., *Neuhallenia*. — Wustmann, *Zum Text der Carmina Burana*. — Werner, *Altdeutsche Bruchstücke aus polnischen Bibliotheken II*. 1. Wolfrains Willehalm. 2. Sachsenpiegel. 3. *Predigtbruchstück?* 4. Eine mitteldeutsche Evangelienharmonie? 5. *Predigtbruchstücke*.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 3: M. Rödiger, *Die Sage von Ermennich Schwanhild*. — W. Schwarz, *Von der vollständlichen Naturkenntnis mit einem Excurs über die deutschen Pflanzennamen*. — M. Hößler, *Die Kalenderheiligen als Krankheitspatrone beim bayerischen Volk*. — J. J. Anmann, *Volks sagen aus dem Böhmerwald*. — D. Zingerle, *Segen und Heilmittel aus einer Wolstthurner Handschrift des 15. Jahrhunderts*.

Germania 24, 2: B. Michels, *Zur Beurteilung von Jacob Grimms Ansicht über das grammatische Geschlecht*. — G. Chrismann, *Ahd. liuzil — lutzil*. — Zellinek, *Zur Deklination der ahd. Abstracta*. — Hirt, *Zur Metrik des altsächs. und althochd. Allitterationsverses*. — Roth, *Deutsch-latein. Gedichte*

aus der Zeit des 30jährigen Krieges. 1—3. — Fränkel, Bemerkungen zur Entwicklung des Grobianismus. — Sprenger, Zu Reineke Bos; zu Reinhart Fuchs. — A. Bartisch, Drei Akrosticha. — R. Köhler, Eine koptische Variante. — C. Lohmeyer, Zu Germania 31, 325.

Zeitschrift für deutsche Philologie 24, 1: B. Symons, Siegfried und Brunhild. I. Ein Beitrag zur Geschichte der Nibelungen Sage. — J. Sneyer, Über die „neutralen Engel“ bei Wolfram von Eschenbach und bei Dante. — J. Köstlin, Beiträge aus Luthers Schriften zum deutschen Wörterbuche. — Zingerle, Predigtlitteratur des 17. Jahrh. 6, I. — W. Golther, Konrad Hofmann. Nekrolog.

Blätter für Litteraturgeschichte IV, 3: Ludwig Fränkel und Adolf Bauer, Entlehnungen im ältesten Faustbuch. 1. Das Sprichwörter-Kapitel. 2. Brant und noch einmal Dasypodus. — E. Wolff, Das Buch ohne Titel. — H. Sittenberger, Untersuchungen über Wielands komische Erzählungen (Forts.). — Ernst Müller, Vollmers Nachlese zu Schillers Kalender. — L. Löbel, Neue Beiträge zu H. P. Sturz' Lebensgeschichte. — E. Elster, Zu Heines Biographie. — H. Holstein, Zu Tassos Amphynt. — Edmund Göye, Zu Goethes Briefen. — M. H. Jellinek, Zu Lessings Anmerkungen über das Epigramm. — P. Beck, Ein Eindruck Ch. D. Schuberts.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 14, 1. u. 2: A. Leizmann, Untersuchungen über Berthold von Holle — K. v. Bahder, Bemerkungen zu Reinhart Fuchs. — J. Meier, Studien zur Sprach- und Litteraturgeschichte der Rheinlande. — Jiriczek, Die innere Geschichte des Alphartliedes. — Fr. Kauffmann, Mythologische Zeugnisse aus römischen Inschriften. — E. Sievers, Grammaticalische Miscellen. — W. Streitberg, Slav.-ējīs und germ.-ōs — im Komparativ. — W. van Heften, Grammaticales; Frisica; Notiz. — Jellinek, Das Suffix — io — . — K. Quicke, Unechte und steigende Diphthonge. — F. Holthausen, Requalivanus. — A. Leizmann, Berthold von Holle, ein Nachahmer Wolframs von Eschenbach. — E. Sievers, Scéaf in den nord. Genealogien; Sintarsifilo; die angebliche Göttin Niven.

Centralblatt für Bibliothekswesen 7 u. 8: K. Burdach, Zur Kenntnis altdeutscher Handschriften und zur Geschichte altdeutscher Litteratur und Kunst.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins 6 u. 7: L. Blume, Zu Goethes Gedicht Willkomm und Abschied.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung 143, 144, 146 u. 147: H. Dünzer, Joh. Heinrich Merf.

Preuß. Jahrbücher, Aug.: A. Köster, Das lyrische Drama im 18. Jahrh.

Die Grenzboten 31: Gombert, Noch ein Blick auf das Grimmsche Wörterbuch. — 32: E. Groth, Die Aufgabe der Litteraturgeschichte.

Rostocker Zeitung Nr. 498, 500 u. 502: R. Beckstein, Friedrich Barndt (ein mit Liebe und Wärme gezeichnetes Lebensbild des verstorbenen Gelehrten).

Blätter für höheres Schulwesen S. 1 flg.: Fauth, Wie ist die Forderung zu verstehen, daß eine Reform der Schule auf Verminderung der Gedächtnisarbeit hinwirken müsse?

Albert Richter, Pädagogischer Litteraturbericht S. 399 flg.: A. Richter, O. Lyon, Die Lektüre.

Neue Bahnen II, 10: Fr. Diz, Geschichte der Schulbibel.

Neu erschienene Bücher.

- G. Wustmann, *Allerhand Sprachdunimheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und Häßlichen.* 320 S. Leipzig, Grunow. 1891. Preis 2 Mark.
- Karl Borinski, *Grundzüge des Systems der artikulirten Phonetik. Zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft.* Stuttgart, Göschchen 1891. 66 S.
- H. v. Dadelsen, *Deutsches Lesebuch für höhere Schulen.* 1. Teil. Sexta. Straßburg, Schmidt 1892. 244 S.
- Werner Söderhjelm, *Om Johann Elias Schlegel, särskildt som Lustspeldiktare.* Helsingfors 138 S.
- Theobald Ziegler, *Die Fragen der Schulreform, zwölf Vorlesungen.* Stuttgart, Göschchen 1891. 176 S.
- Bötticher und Kinzel, *Denkmäler der älteren deutschen Litteratur.* III. 3. Richard Neubauer, Martin Luther. 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Tabeln, Dichtungen u. s. w. Preis 1,80 Mark. — III, 4. Karl Kinzel, Kunst- u. Volkslied in der Reformationszeit. Preis 1 Mark. — II. Die höfische Dichtung des Mittelalters. 1. Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling. 2. Auflage. Preis 0,90 Mark. Halle, Waissenhaus.
- M. Sitte, *Unser Krieg von 1870/71.* Selbstverlag. Berlin W., Magdeburgerstraße 12. 192 S.
- J. Hoffmann, *Rhetorik für höhere Schulen,* 7. Aufl., neu bearbeitet von Albert Schuster, Direktor des I. Realgymnasiums zu Hannover. 1. Abteilung: Die Lehre vom Stil. Halle, Mühlmann. 44 S. Preis 0,85 Mark.
- A. Lichtenheld, *Grillparzer Studien.* Wien, Gräser. 106 S.
- Belhagen und Klasing's *Sammlung deutscher Schulausgaben:* 56. Ließ.
- J. Wyckgram, *Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Litteraturgeschichte.* 151 S.

„Ein willkommener Gehilfe und Freund des Lehrers“
ist das neue, reich illustrierte und höchst eigenartige Jugendjournal



Bisher überall aufs günstigste besprochen und als wirklich nützlich sehr
empfohlen. Preis pro Quartal (6 Hefte) Mark 2.10.

Jedes Postamt und jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an.

Stuttgart. Verlag von K. F. Glaeser.

Uzinger-Galmburg, Die Kunst der Rede, Lehrbuch der Rhetorik,
Stilistik und Poetik. 3. Aufl. Preis 3 Mark.
Verlag von Orell Füssli in Zürich.

Soeben erschien im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig:

Ausgewählte Minne.

Ein

Geschenk für Frauen und Jungfrauen

ausgewählt

aus den edelsten Perlen deutscher Dichtung.

Mit einem Titelblatt in Buntdruck
und
vier Lichtdruckbildern nach Zeichnungen von Hans Anetsberger.

Fünste Auslage.

[XIV u. 397 S.] Miniatur-Format. Reich gebunden mit Goldschnitt
n. M. 5. —

Diese weitverbreitete Anthologie zerfällt in 5 Hauptabteilungen: I. Erste
Minne. (1. Erwachen. 2. Sehnen. 3. Scheiden. 4. Meiden.) II. Brautminne.
(1. Blütezeit. 2. Wartezeit. 3. Hohe Zeit.) III. Frauenminne. (1. Minnedienst.
2. Minnekraft. 3. Minneglück.) IV. Mutterliebe. (1. Am Morgen der Kindheit.
2. Im Mittag des Lebens. 3. Am Feierabend.) V. Gottesminne. (1. Im Herzen.
2. In der Natur. 3. In der Kirche.)

Inhalt.

	Seite
Friedrich Barndt. Von Otto von Bismarck	721
Vom umgelegten Rhythmus. Von Rudolf Hildebrand	730
Über Tiernamen im Volksmund und in der Dichtung. Von O. Glöde in Wismar i. M.	741
Zur Behandlung von Uhlands Gedicht „Der blinde König“. Von Emil Hermann Bergiebel in Kassel	749
Die Präposition entlang mit dem Dativ. Von Franz Branký in Wien	755
Zwei Aufsatzthemen aus „Emilia Galotti“. Von H. Kamp in Linden (Hannover).	758
Zum Kapitel: „Goethe ein großer Nehmer“ (Goethe und J. H. Merck). Von R. Löbell in Darmstadt	770
Sprechzimmer: Nr. 1 „Einen pfeifen“. Nr. 2. Es ist ein Reis entsprungen. Nr. 3 Zur Entstehung der Lesart „Ros“. Von O. Glöde in Wismar. Nr. 4. Muskate. Nr. 5. Zur Erzählung vom undankbaren Sohn. Nr. 6. Zu Gedichten Goethes. Nr. 7. Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie Von R. Sprenger in Northeim. Nr. 8 Zu Bläsch. V, 636. Von O. Behaghel in Gießen. Nr. 9. „Mägtelein“. Von O. Glöde in Wismar. Nr. 10. Geruhen. Von R. Sprenger in Northeim. Nr. 11. Zu Bläsch. V, 207. Von Gustaf Eschmann in Burgsteinfurt. Nr. 12. Zu Gunsten, von — Gnaden. Von Dr. S. Feist in Bingen a. Rh. Nr. 13. Zum deutschen Fluchwort „Henker“. Von Otto Heilig in Bruchsal	776
Zur Berichtigung. Von Karl Krüger in Breslau	786
A. Hedler, Geschichte der Heliodorforschung von den Anfängen bis zu Schmellers Ausgabe. Angezeigt von O. Glöde in Wismar i. M.	787
Kleine Mitteilungen	788
Zeitschriften	789
Neu erschienene Bücher	792